Die Deborah.

Eine deutsch-amerikanische Monatsschrift zur Förderung jüdischer Interessen in Gemeinde, Schule und Haus.

Herausgegeben von einem Vereine jüdischer Schriftsteller.—Als Wochenschrift begründet 1855, von Isaac M. Wise.

Preis: Inland........$1.00 per Jahr.
Preis: Ausland......$1.20 per Jahr.

תדרכי נפשי עז
Vorwärts, meine Seele, Vorwärts mit Mack '

Sämmtliche Beiträge und Zuschriften für die Redaktion sind zu adressiren an:
Prof. **G. Deutsch**, Hyde Park, Cincinnati, O.
Geschäftliche Mittheilungen an: THE RAZALL COMPANY, Cincinnati, O.

Neue Folge.—1. Jahrgang. 1. Oktober 1901. — Heft 10.

Hoffnung.

Hoffnung führt uns tröstend durch das Leben,
Ob wir jung noch, oder ob schon greis:
Sie begünstigt alles Erdenstreben
Mit dem Blick zum hohen Sternenkreis.

Wenn die Sterne dir so freundlich blinken,
Die Gesandten höchster Himmelsmacht,
Deuten sie: O laß den Muth nicht sinken,
Denn es folgt der Tag auf dunkle Nacht.

Drohen düstre Wolken, — ach, wenn Ahnung
Das Gemüth mit Sorg und Angst beschwert,
Auf, so folge des Verstandes Mahnung:
Geisteshelle jedes Trübe klärt!

Berlin. Louis Schwartz.

Die Verwandlung.

Allegorie von Louise Mannheimer.

Auf einsam bergiger Höhe,
Von keines Gärtners Fleiß
Gewartet, erblüht ein Blümlein,
Ein Alpen Edelweiß.

Der Unverstand kam des Weges,
Es müsse Unkraut sein,
Wähnt er, und im blinden Eifer
Gießt Gift er gar hinein.

Verloren war's arme Blümlein,
Gewiß es sterben muß;
Da nahet voll von Erbarmen
Der Blumen Genius.

Er hebt das gesenkte Köpfchen,
Er spricht sein Machtgebot,
Und Heilkraft und neues Leben
Entströmt dem Gifte statt Tod.

Zum kräftigen Stamme erstarket
Der Blume schwacher Schaft,
Die blühenden Zweige und Früchte,
Sie zeigen seine Kraft.

Doch der dem Verderben es weihte,
Der frevle Unverstand,
Naht wieder erschöpft und ermattet
Im Mittag's Sonnenbrand.

Nun labt ihn der kühlende Schatten,
Den freundlich spendet der Baum,
Im Wipfel doch rauschet's und flüstert's:
Erfüllt ist mein Rachetraum.

Das sind die Weisen,
Die durch Irrthum zur Wahrheit reisen;
Die bei dem Irrthum verharren,
Das sind die Narren. (Rückert.)

Aus Bibel und Midrasch.

Klassische Texte in moderner Fassung von S. H. Sonneschein.

„Eins" hat Gott ausgesprochen, und ich höre immer nur wieder von „Zweien!"

Die Einheit ist die Wurzel und Blüthe des jüdischen Glaubensbekenntnisses. Davon können wir nicht lassen. Wer uns diesen Einheitsglauben nehmen will, der ist unser Freund nicht, und spräche er noch so süßliche Worte, und apellirte er noch so wissenschaftlich an unsere Ueberzeugung. Die Prediger des Monismus suchen den Affen-Menschen und finden ihn nicht. Die Priester der Trinität beten den Gott-Menschen an und haben ihn nicht. Und doch ist der ganze Streit um diese zwei „Hybriden"-Begriffe jetzt heißer und allgemeiner wie je. Hie Affenmensch! Hie Gottmensch! Und zwischen den Kämpfenden steht das winzige Judenthum, und hat noch immer den alten, ungeschwächten Muth, zu behaupten: „Keiner von den Zweien!" — Wir bleiben bei dem Einen!

„Die Thora ist an einem Sabbath offenbart worden." (Sabbath 86b.)

Im Arbeitsschweiß und Marktgewühl hast du die Ruhe nicht, um dem Worte der Belehrung mit jener Innigkeit zu lauschen, welche seiner würdig ist. Seelenruhe und Seelengröße sind Zwillings-Tugenden. Wer Geist und Herz bilden, wer sittliche Ideale begreifen und festhalten will, der soll in feiertägiger Rast und nicht in werktäglicher Hast die Predigt anhören. Hast und Rast sind feindselige Schwestern. Offenbarungen der Wahrheit, Gebote der Liebe und Treue, Gesetze der Gerechtigkeit und Milde, die Basis der Freiheit und des Friedens, das Diadem der Humanität, die Krone der Menschenwürde: alles dieses erwirbst du dir nur, wenn du mit beschaulicher Muße und im Frohbewußtsein gethaner Arbeit die Früchte deines Fleißes genießend, mit dem Durste nach irdischem Glück auch den Hunger nach himmlischer Wahrheit stillst. Das ist die Weihe des Sabbath! Und das ist auch die Weihe der Thora.

„Und wenn nur noch ein Zehntel übrig bleibt, und auch dieses Zehntel wieder dem Brande preisgegeben wird — der Stamm wird weiter grünen, wie der Tannen- und der Eichenbaum, welche nach allem Abwurf der faulen Zweige noch ihre Standhaftigkeit behalten, da ihr Wurzelstock geweihtem Samen entsprossen! (Jesaia 6, 13.)

Hier ist die Prophetie, welche dem Rassen- wie dem Bekenntnißjudenthum gleichmäßig zu Statten kömmt. Der Orthodoxe wie der Reformer, Beide, schöpfen aus dieser so plastisch gegebenen Verheißung die unversiegbare Kraft der Ausdauer und der Standhaftigkeit. Nur hält sich der Eine, wie in

allen Dingen, mehr an das „wörtliche“ Wort, und klammert sich an den Stamm und an die Rasse; während der Andere, der in Glaubenssachen kein Wortklauber ist, einfach den Kern von der metaphorischen Hülle loslösend, mit Recht darauf beharrt, daß die Wurzel die Hauptsache bleibt, und der Stamm sich die erste Rolle nicht anmaßen soll. Er stellt den Humanismus über den Nationalismus und die Menschenverbrüderung über die Völkerzersplitterung. Sein Judenthum ist ein Bindeglied und kein Trennungszeichen! Sein „Zionismus“ ist ein rein religiöser und kann niemals eine politische Angelruthe werden! Faule Fische!

„Das Kind stirbt erst mit hundert Jahren, und der Sünder wird erst mit hundert Jahren verflucht!“ (Jesaia 65, 20.)

Unschuld und Schuld sind die Folgen des Temperaments, mehr wie die Produkte des Willens und der wissentlichen Vorbedachtsamkeit. Die moderne Criminologie hat dies bis zur Evidenz nachgewiesen. Das Laster ist viel mehr erbliche Belastung wie gewolltes Beginnen. Die Sünde ist bei Weitem öfter die Verirrung der Impulse als die Consequenz einer berechnenden Neigung. Nur so ist alles Böse im Menschenleben zu beurtheilen. Man verdamme den jugendlichen Verbrecher nicht. Er stiftet das Unheil gerade darum, weil ihm die Besonnenheit des Alters mangelt. Aber auch Alter schützt vor Thorheit nicht.

Sende dein Licht und deine Wahrheit!“ Das bezieht sich auf Moses und Aaron. (Midrasch Schocher Tov.)

Prophet und Priester sind als Gottesboten einander ebenbürtig. Nur müssen beide auch ihre Sendung im richtigen Sinne erfüllen. Der Prophet stehe ausschließlich im Dienste des wahren Lichts der echten Aufklärung. Der Priester finde seinen Beruf ausschließlich in der lichten Wahrheit, und meide den Mysticismus und das Halbdunkel. Und darum ist im jüdischen Prophetenthum nichts Heimliches, und im jüdischen Cultus nichts Widersinniges. Licht und Wahrheit gehen da Hand in Hand.

Der hochgebildete und geistreiche Buchhändler Simion in Berlin gehörte seiner Zeit zu den Begründern und Führern der Reformgesellschaft und zugleich auch zu den Vorstandsmitgliedern der Hauptgemeinde. In letzterer Eigenschaft besuchte er einst am Vorabend des Simchath-Thorafestes die Hauptsynagoge in der Heydenreutergasse und wurde eingeladen, an der an jenem Abend üblichen Prozession mit den Thorarollen Theil zu nehmen. Der Zufall wollte es, daß die Thorarolle, die er zu tragen hatte, eine der größten und schwersten in der Prozession war. Diesen Umstand benutzte Schaza Bocher, ein bekannter Witzling jener Zeit, zu der witzelnden Bemerkung, die er Herrn Simion im Vorbeigehen zuflüsterte: „Ja, ja, Herr Simion, die Thora ist schwer zu halten.“ Der so Angeredete gab sofort die treffende und geistreiche Antwort: „Nicht für Jeden; es kommt nur darauf an, daß man die Thora recht aufzufassen weiß.“

Moses Mendelssohn.

Eine Predigt, gehalten am Samstag, den 2. Januar 1886, von Max Heller.

Die Tugend erkennen lernt man durch Forschung und Lehre, die Tugend lieben nur in ihrem Wirken durch das lebendige, zauberathmende Beispiel. Und wie es erhabender und beseligender ist, das Gute zu lieben, als es blos, wenn auch noch so wohl, zu kennen — wie die Bewunderung einer herrlichen Handlung, eines edlen Charakters stets einem unbewußten, innigen Gebete gleich, reinigend und erhebend wirkt, so kann es kühn behauptet werden, daß die Betrachtung eines tugendhaften Lebenslaufes, wie der eines Moses Mendelssohns als ein dreifaches Gebet zum Himmel emporsteigt: als Lobgebet an den Allmächtigen, dessen Weisheit und Güte in den Großen dieser Erde wiederstrahlt, als Dankgebet für die vielfachen Segnungen, deren wir durch dieses einzelne Menschenleben theilhaftig geworden sind, als Bittgebet endlich, daß auch auf uns ein Theil seines Geistes fallen möge, daß wir gereinigt und gebessert scheiden mögen von dem Anschauen dieses edel-harmonischen Bildes. Und wenn uns eine zarte Pflicht der Pietät gebietet, dem Andenken des verehrten Mannes, dessen Todestag am 4. Januar zum hundertsten Male wiederkehrt, eine feierliche Stunde zu weihen, so bietet sich dieser Sabbathmorgen, heiligsten Gedanken und Gefühlen geweiht, um so passender zu einer Betrachtung, die den sittlichen Sinn veredelt, die die Begeisterung für alles Gute neu anfacht, die uns im ruhmumstrahlten Antlitze des Gefeierten alles das verklärt und doppelt schön erscheinen läßt, was uns sonst in ernster Lehre, in tiefsinniger Mahnung zugerufen wird. Eine zweifache Pflicht liegt daher demjenigen ob, der der jüdischen Gemeinde das vermitteln soll, was die Geschichte in dieser geliebten Gestalt uns lehrt; eine Pflicht ihm gegenüber, dessen wir heute gedenken, die Pflicht, sein Wesen und Wirken wahrheitsgetreu und pietätsvoll darzustellen, und die Pflicht, der Gemeinde gegenüber, einen jeden Einzelnen zu versetzen in die geistige Gegenwart jenes großen Tugendlehrers, den Strahl jenes mildfreundlichen Antlitzes in jedes Herz zu leiten, auf daß wir nicht vergebens geweilt haben bei dem hehren Anblicke des längst Dahingegangenen; denn nicht ihn kann unser frommes Angedenken ehren, der erhaben ist über unser Lob und unsern Tadel, sondern uns muß es ehren, dem Verdienste ein dankbares Andenken zu bewahren, uns muß es erheben, den Lorbeerkranz darzubringen auf jener ehrwürdigen Bahre, über welcher nun das erste Jahrhundert seinen thatenvollen Lauf beendet.

Um dieser doppelten Pflicht zu genügen, schlagen wir auf das Buch jenes Menschenlebens, von dessen jeder Seite uns in glänzender Schrift die erhabensten Lehren entgegenstrahlen. „Durch Nacht zum Licht," so könnte wohl der Titel dieser Geschichte geistiger Kämpfe und geistiger Siege heißen. In der Stadt Dessau, im Jahre 1729, demselben, in welchem Lessing geboren wurde, erblickt der jüdische Philosoph das Licht der Welt, einer ärmlichen,

entbehrungsvollen Welt, die dem Sohne des Gemeindeschreibers gar wenige Hoffnungen in Aussicht stellte. Ohne Mittel, ohne einflußreiche Freunde, als Jude verachtet und beschimpft, unter Bedrückten der Hilflose, welche Träume konnten einem Knaben vorschweben, dessen Zukunft so schwarze und düstere Bilder zeigte. Und doch fing er schon frühzeitig an, als unschuldiges Kind, rastlos vorwärts zu streben auf einer Bahn, deren Ziele er nicht ahnte. Drei Jahre war er alt, als ihn sein Vater, dessen Schule er schon entwachsen war, zu dem Dessauer Rabbi Fränkel brachte, ein im Froste zitterndes, schwächliches Kind. Aber mit brennendem Eifer stürzte sich der Knabe in das weite Meer der jüdischen Religion und Wissenschaft; die Bibel, die Mischnah und der Talmud waren ihm bald bekannte Gebiete und mit Heißhunger verschlang er, ein zehnjähriger Knabe, die erste philosophische Nahrung, die sich ihm in dem „More Nebuchim" darbot; aber die schwächliche Natur des Knaben gebot ihm hier ein plötzliches Halt: eine heftige Nervenkrankheit ergriff ihn, sein Rückgrat krümmte sich unter ihrem Einflusse, ein Opfer allzufrüher und allzuheißer Lernbegierde, blieb er für das ganze Leben ein Krüppel und trug bis an sein Ende die äußerste Nervenschwäche als eine nimmer endende Prüfung mit sich.

Doch er erholte sich und wieder saß er an der Wissensquelle, die seinen Durst nach Wahrheit und Erkenntniß stillen sollte. Da wird, als Mendelssohn mit dem dreizehnten Lebensjahr seine Mündigkeit erreicht, der geliebte Lehrer Rabbi Fränkel nach Berlin als Oberrabbiner berufen, die Quelle wird ihm verschlossen, an der er sich labt, — und nun tritt in dem Leben des Knaben jener wichtige Wendepunkt ein, der seine ganze Zukunft bedingte und umschuf, ohne welchen er unbekannt verhallt wäre in den Labyrinthen der Geschichte. Gebunden an seinen Lehrer mit allen Banden, welche Verehrung, Liebe, Wissensdrang knüpfen, konnte er in Dessau nicht länger bleiben, mit tausend Stimmen rief es ihn nach Berlin, — er folgte. In jenen Zeiten, welch' ein Wagniß! ein vierzehnjähriger Knabe, als Jude dem Spotte der Straßenjugend preisgegeben, als Krüppel zum Spotte reizend, ohne Geld, ohne Empfehlungen, schwächlich, schüchtern und verschämt, auf einen einzigen Freund, seinen alten, geliebten Lehrer, vertrauend, so zog der Mendelssohn in Berlin ein, von dessen Ruhme bald Deutschland und die zivilisirte Welt beredtes Zeugniß gaben. Es hieß der Tücke des Schicksals den Handschuh hinwerfen, wenn man all' diesen Gefahren trotzte, und der Kampf mit der Entbehrung, den er in den folgenden Jahren heldenmüthig führte, war ein harter und unerbittlicher. Wie oft, erzählt er uns, mußte er hungrig und ermattet das Brod mit Strichen für die Woche eintheilen, um dem gänzlichen Mangel zu entrinnen, und die Dachstube, die ein mildthätiger Jude dem armen Knaben eingeräumt, muß wohl manche Stunde bitterer Noth und herben Leidens bezeugt haben. Aber unerschrocken und unentwegt erkämpfte sich der muthige Jüngling die Bahn zum Wissen, die ihm das Geschick so schwierig, so unwegbar gemacht. Und nun eröffnete sich dem unermüdet Vorwärtsstrebenden ein neuer breiter Horizont; ein Pole, — aus seiner Heimath vertrieben, weil er es gewagt hatte, andere als jüdische Studien zu treiben, unterrichtete ihn in der Mathematik, zwei befreundete jüdische Aerzte leiteten

ihn in der Selbsterlernung der klassischen und der modernen Sprachen, an der Hand John Locke's, des englischen Rationalisten, betrat er den Kampfplatz neuerer Philosophie und durch philosophische Disputationen bürgerte er sich ein in der Sprache jenes Landes, das seine Vorväter seit Geschlechtern bewohnt hatten.

Was es hieß, in jenen Zeiten des finstersten Rabbinismus hervorzubrechen aus den Schranken, die Engherzigkeit und Verdumpfung dem forschenden Geiste von Seiten der Judenheit selbst entgegensetzten, was es hieß, auf eigene schwache Fäuste den jüdischen Behörden trotzen, unter deren Schutz sich nach preußischen Gesetzen der Eingewanderte befand, das kann nur derjenige ermessen, der da gelesen die Jammergeschichte zerrissener Existenzen, die unverschuldet verstoßen und verbannt wurden von jüdischen Finsterlingen, weil sie der Wissensdrang hinausgetrieben hatte in eine neu aufkeimende Welt. Moses Mendelssohn nahm diesen ungleichen Kampf auf, und als er sich an dem Seidenwaaren-Fabrikanten Bernhard einen warmen Freund und muthigen Beschützer erworben hatte, unter dessen Dache er als Lehrer wirken und als Wahrheitsforscher Schätze des Wissens sich erwerben konnte, da war das letzte Hinderniß beseitigt, das ihn von der Welt der Wahrheit trennte; auf ruhiger See steuerte jetzt sein Schifflein sicher und unbeirrt einem sonnigen Hafen zu. Was nun von seinem Leben zu berichten erübrigt, wie er im Bernhard'schen Hause verblieb als Lehrer, Buchhalter und schließlich Geschäftstheilhaber, wie er Lessings, des freiesten aller Geister, Bekanntschaft machte, wie er einen Kreis von vertrauten Freunden um sich bildete und wie mit jedem neuen Werke die Zahl und die Verehrung seiner Bewunderer sich steigerte, wie er endlich, öffentlich aufgefordert von seinem übereifrigen Freunde Lavater vor die Welt trat, nicht mehr als Philosoph jüdischer Abkunft, sondern als philosophischer Jude mit einem philosophisch begründeten Judenthum, und wie er sein Leben endete mit einer Vertheidigung des geliebten und dahingeschiedenen Freundes, das gehört nicht mehr in die Geschichte seines Lebens, es muß dargethan und beleuchtet werden in der wichtigeren, erhabeneren Geschichte seines Wirkens. Was hat dieser Heros der Geistesarbeit bewirkt, was dankt ihm die Welt, was danken wir ihm in Folge seiner heldenmüthigen Ueberwindung scheinbar unübersteiglicher Hindernisse, das ist die Frage, deren Erläuterung uns heute, da wir seiner gedenken, hauptsächlich obliegt.

Moses Mendelssohn war Gelehrter, weite Kreise der Wissenschaften und Literaturen lagen offen vor seinem geistigen Auge; klar und mit unbeschränktem Blicke durchdrang er die weiten Gebiebe seines Wissens. Moses Mendelssohn war Kritiker, feinästhetisch von Gefühl, durchdringend von Verstand, treffend und unwiderlegbar im Urtheile; wem ein Lessing sich unterwarf, dessen Geist konnte wägen, der verstand es, Schön von Unschön zu scheiden. Moses Mendelssohn war Philosoph, Meister der antiken und modernen Systeme, konsequent und scharfsinnig, gediegen in Idee und Ausdruck; in keinen von diesen dreien besteht für uns seine eigentliche Bedeutung; seine Gelehrsamkeit ist längst im Staube der Vergessenheit begraben, nutzlos und ohne Inhalt für die Gegenwart; seine Kritiken sind

veraltet und werthlos in Stoff und Behandlung; über seine Philosophie ist die Zeit in unwiderstehlichem Sturme hinweggeschritten und nur in den Katakomben der Geschichte schläft sie noch, dem Bewußtsein jetziger Geschlechter unendlich fern. Was Moses Mendelssohn uns ist, was seinen Namen mit Ruhm auf das nächste Jahrhundert brachte, was ihm die Dankbarkeit der Menschheit, den ewigen Dank der Juden sichert, das hat er errungen als Schriftsteller, als Jude und als Mensch. Und wie hat er es errungen? Dadurch, antworten wir, daß er ein lebendiger, nicht zu beantwortender Protest war gegen alle Vorurtheile, die von der Außenwelt gegen die Juden, aber auch gegen alle jene, die von den Juden gegen die Außenwelt gehegt wurden. Als Schriftsteller. In einer Zeit, da die deutsche Literatur im ersten frischen Erwachen und Gliederrecken sich befand, da noch die deutsche Sprache wie im Traume eintrat in den Kreis ihrer Schwestern, da war es ein Jude, ein echter talmudisch gebildeter, verkrüppelter Mauscheljude, der da eintrat in den Wettkampf um die Eichenkränze deutschen Beifalls, der unter den Besten und Edelsten der Nation den Mittelpunkt bildete, der Preise errang von Akademien, der aber auch das Volk mit sich fortriß in Enthusiasmus der Liebe und der Verehrung. Und wodurch zeichnete sich der jüdische Schriftsteller aus? Etwa durch die Zoten und Witze seiner Glaubensgenossen; nichts lag ihm ferner als das gemeine, beschränkte, allen Geschmack verletzende Wesen damaliger Juden; die eleganteste, einfachste, klarste Ausdrucksweise war ihm zu eigen; das Volksthümliche war seine Macht, und wo sich die engherzigen Rabbinen ausschlossen von dem Geistesleben ihrer Mitbürger, wo sie Anathema schrieen über jeden, der deutsch lesen, deutsch schreiben und deutsch sprechen konnte, da drang der deutsche Sokrates ein in das deutsche Volksgemüth, da bereitete sich der Dessauer Jude eine Stätte und einen bewundernden Leserkreis in jedem deutschen Hause. Und was hat er denn geschrieben? werdet Ihr fragen, das die Herzen der Deutschen so gefangen nahm? was predigte sein beredtes, erhabenes Wort in jeder deutschen Hütte wie in den Palästen der Fürsten und Könige? Staunet nicht, wenn Ihr es hört: Religion hat er gepredigt, Glauben an die Gottheit, Glauben an die Unsterblichkeit, Glauben an Menschlichkeit und Duldung, Glauben an die Wahrheiten des Judenthums. Und als Mensch, was war sein Wirken? als Charakter, wieso bleibt er unsterblich? Dadurch, antworten wir wiederum, daß er eine nicht zu beseitigende Widerlegung war der ungerechten herrschenden Vorurtheile. Was ist der Jude? fragte sich damals der Deutsche in seinem Hochmuthe; verdient er nicht seine Stellung? Niedrig und gemein, ohne Würde und ohne Mannheit, frech gegen den Untergebenen, kriecherisch gegen die Oberen, prahlerisch und prunksüchtig, wenn er reich, schmutzig und verkommen wenn er arm; es ist eine Pariarasse, die Vorsehung hat sie dazu verdammt. Doch hier war ein Jude, der bescheiden und einfach auftrat, der edel und großmüthig selbst von seinen Feinden dachte, der im Wortstreite maß- und würdevoll, der seine christlichen Freunde liebte und verehrte und von ihnen rückhaltlos geliebt und verehrt wurde, der sich taktvoll und gemessen bewegte wie ein geborener Weltmann, der in Kurzem Niemanden anders von sich ließ, als gebessert, begeistert, als seinen feurigen Freund, eine

Gestalt, an der kein Makel haftete, — und dieser Sokrates der Jetztzeit war ein Jude. Es war eine eigenthümliche Zeit damals in dem erwachenden Deutschland; da noch von dem Pietismus, den zurückgebliebenen Stillen im Lande die Gemüther weich und empfänglich waren, da noch eine Dämmerung webte über den thauenden Herzen, da brach in voller Schöne ein neuer deutscher Geistesmorgen an, und während Jubel erschallte über die frischen Frühlingsblüthen, die sich allerorts entfalteten, herrschten Liebe und Begeisterung über allen wachen Deutschen, und selten sind die Schriftsteller eines Volkes mit so inniger Liebe in seinem Herzen der Herzen bewahrt worden, wie die Klopstock und Lessing, Gellert und Gleim, jenes herrlichen deutschen Jünglingsalters.

Und in diese Begeisterung für deutschen Sinn und deutsches Schriftthum klang wie ein hehrer Schall aus Himmelshöhen der reine Ton der Duldung, der Gewissensfreiheit, den der Deutscheste der Deutschen, G. E. Lessing in seinem „Nathan der Weise" anstimmte. In diesem frischen Frühlingsmorgen, mit seinem sanften Hauche der Liebe stand auf den Höhen deutschen Geisteslebens ein Brüderpaar, wie noch die Welt kein ähnliches gesehen: der freie, ungebundene Lessing auf der einen Seite, den kühnen Geist des Fortschritts auf der breiten Stirne, die Schönheit des klassischen Alterthums im edlen Herzen, und Moses Mendelssohn auf der anderen Seite, scharfsinnig wie die alten Rabbinen, im milden Auge die Demuth eines zweiten Moses, gebeugt von Körperschwäche, ein Typus des gedrückten Juden, aber frei und voll herrlicher Hoffnungen wie sein Freund, den er ins Herz geschlossen. Dem deutschen Manne, dessen Leben in muthigem Kampfe dahinfloß, stand zur Seite der jüdische Mann, der Liebe und Frieden. Der Liebende war der Jude, der Bewundernde, der seinen Freund im Nathan für die Welt darstellte, war der Christ, war der Deutsche.

Und als Jude? Was bedeutet der Name Moses Mendelssohn in dieser Eigenschaft? Was hat Moses Mendelssohn für das Judenthum gethan? der Stoff ist fast ein allzu weiter für den Rahmen eines Vortrags, der den Namen Moses Mendelsohn im Allgemeinen würdigen soll. In Antwort jedoch auf eine so wichtige Frage ist Gerechtigkeit und unbestechliches Urtheil heiligste Pflicht, und dieser Pflicht gedenkend, behaupten wir, daß Moses Mendelssohn nicht nur mittelbar sondern unmittelbar, nicht nur in absichtlich, sondern mit reinstem und klarstem Plane eingewirkt hat auf Judenheit und Judenthum. Daß er nicht nur durch Beispiel, sondern durch bewußte, zielvolle That die Bildung unter den Juden gefördert, kann der Leser seiner Werke aus mehr als einem wichtigen Belege erweisen. Daß er die Rechte der Juden verfocht und Irrthümer in Bezug auf sie muthig bekämpfte, männlicher und bestimmter mit jedem neuen Zuge seiner gewaltigen Feder, das bezeugt mehr als eine seiner glorreichsten Schriftthaten; er war es, der zuerst sein Wort erhob, erst schüchtern, aber dann immer kräftiger und standhafter für die Rechte der Nation, der er angehörte. Das Wort des Unwillens stellte er zur Verfügung seiner verfolgten Brüder, das Licht seiner Geistesklarheit zur Verscheuchung aller finsteren Schatten des Irrthums und der Verkennung; und ein Jahr vor seinem Tode, als sich die Pforten einer Dessauer Anstalt

den Juden öffneten, da durfte er sich schon erheben auf dem festen Boden des Rechtes und die Worte schreiben, daß „die Handlung eine würdige, nicht aber eine außerordentliche zu nennen wäre." In demselben Jahre vollendete er die Großthat eines gereiften Geistes, indem er „Jerusalem" schrieb, jenen geharnischtesten aller Proteste gegen Glaubenszwang, Kirchendisziplin und staatliche Unduldsamkeit. „Das Recht auf unsere eigenen Gesinnungen," sagte er, „ist unveränderlich, kann nicht von Person zu Person wandern, denn es giebt und nimmt keinen Anspruch auf Vermögen, Gut und Freiheit." Und an einer andern Kraftstelle: „Weder Religion noch Staat sind berechtigt, die Gründe und Gesinnungen eines Menschen irgend einem Zwange zu unterwerfen, weder Kirche noch Staat sind berechtigt, mit Gründen und Gesinnungen Vorzüge, Rechte und Ansprüche auf Personen und Dinge zu verbinden, und den Einfluß, den die Wahrheit auf das Erkenntnißvermögen hat, durch fremde Einmischung zu schwächen." Eine eiserne machtvolle Stimme tönt aus diesen Worten den Unterdrückten Israels entgegen; es ist die Stimme der Wahrheit und des Rechts, die jetzt durch Mendelssohns Feder in die Häuser des Volkes dringt, die später in Gabriel Riessers Beredtsamkeit in Parlamenten und Volksversammlungen ihre Triumphe feiern und die erwartete Ernte einheimsen sollte.

Aber nicht nur Worte dar Entrüstung sprach das Judenthum durch seinen muthigen Anwalt, als Religion der Vernunft und der Liebe trat es offen und kühn in den Kampfplatz der Oeffentlichkeit. „Die Religion treibt nicht mit eisernem Stabe," heißt es in „Jerusalem," „sondern leitet am Seile der Liebe, sie zückt kein Schwert, spendet kein zeitliches Gut aus, maßet sich auf kein irdisches Gut ein Recht, auf kein Gemüth äußerliche Gewalt an; ihre Waffen sind Gründe und Ueberführung, ihre Macht die göttliche Kraft der Wahrheit, die Strafen, die sie androht, sind wie die Belohnungen Wirkungen der Liebe, heilsam und wohlthätig für die Person selbst, die sie leidet An diesen Merkmalen erkenne ich dich, Tochter der Gottheit Religion, die du in Wahrheit allein die seligmachende bist anf Erden sowie im Himmel." Ich frage, kann man beredter Judenthum predigen, Judenthum zugleich den verfolgenden Christen und den verblendeten Juden? Und das that dieser zweite Moses in seiner eigenen unwiderstehlichen Weise. Die Religion der Liebe, er hat sie gepredigt in seinen Schriften und in seinem Wesen; die Religion der Liebe, er hat der Welt gezeigt, daß diese Religion nicht Christenthum heißt, die Religion der Liebe, zu ihr wollte er völlig das Judenthum umschaffen, der Unterschied zwischen Deutschen und Juden sollte in Vergessenheit gerathen, wie er in einem seiner Briefe hofft, er wollte deutsche Bildung der jüdischen Jugend vermitteln durch seine Bibelübersetzung, er wollte den Juden hinaufheben zur Bildungsstufe, zu den Rechten, zu dem Mitbürgerthum des Deutschen. Der Moses des achtzehnten Jahrhunderts, — auch er starb an der Schwelle des gelobten Landes; ein Jahr vor seinem Tode hatte er noch die erste freie Republik anerkannt und mit Frieden gesegnet gesehen, die Stürme der französischen Revolution erlebte er nicht mehr, er hat den Jordan nicht überschritten; über seinem Grabe wüthete der Kampf um das geistige Palästina, um das Palästina äußerer und innerer Freiheit, der Kampf für

freie Judenheit und wahres Judenthum, der Kampf, der noch allenthalben tobt, aber in dem die Sonne schon aufgegangen, die da verspricht, den Sieg der Wahrheit und des Rechts zu bescheinen. In diesem Kampfe vergessen wir nicht, was wir dem Geisteshelden schulden, der sich allein aus Dunkel und Elend emporrang, der rein blieb auf den Höhen des Ruhmes und weithinstrahlte im verklärten Lichte des wahren Menschen, des edeln Juden. Und mögen dann auch uns zu Theil werden durch liebendste Nacheiferung, durch wahrste Erkenntniß die beiden erhabenen Zierden, die diese Menschenseele schmückten, jene Gaben, die sich in inbrünstigem Gebete der Psalmist erfleht: לב טהור ein reines Herz, rein von Niedrigkeit, Selbstsucht, Haß und Sünde und רוח נכון ein fester Geist, klar und ruhevoll, edel und einfach. Amen, Amen!

Jüdische Gedenktage.

Oktober.

1\. 1697 Moses Zakut, Kabbalist und Dichter, Mantua, gest.
1801 Zacharias Frankel, Direktor des Breslauer Seminars, Prag, geb.
1817 Math. Straschun, Mäzen und talmudischer Autor, Wilna, geb.
1838 Joseph Perl, Förderer der Aufklärung, Tarnopol, gest.

2\. 1633 Ephraim Salomon Schor, Verfasser des Thebuath Schor, Lublin, gest.
1656 Tausende von Juden von den Kosaken in Lublin gemordet.
1727 Salomon Sasportas, synagogaler Dichter, Nizza, gest.
1774 Ambroise Bonald, französischer Antisemit, geb.
1838 Julian Goldsmid, englischer Parlamentarier, geb.
1882 Charles Netter, Gründer der Ackerbauschule in Jaffa, gest.
1892 Ernst Renan, kritischer Theologe und Freund der Juden, gest.
1900 Hugo Rheinhold, Bildhauer, Berlin, gest.

3\. 1743 Abiad Sar Schalom Basilea, Rabbiner und theol. Autor, Mantua, gest.
1839 Moses Schreiber (Sofer), Führer der Orthodoxie, Rabbiner, Preßburg, gest.
1892 Martin Steinthal, Senior der Berliner Aerzte (S. 22. Okt.), gest.

4\. 1862 Judenemazipation in Baden.
1864 Jakob Kern, Führer im Budapester Gemeindeleben, gest.
1867 Eduard Kley, Schuldirektor und Reformprediger, Hamburg, gest.

5\. 1787 Simon ben Sanwel, hebräischer Aufklärungsschriftsteller, Königsberg, gest.
1803 Raphael Kosch, deutscher Reichstagsabgeordneter, geb.
1833 Simon Samuel, Universitäts-Professor, Mediziner, geb.
1867 Archilles Fould, französischer Finanzminister, Paris, geb.
1880 Jacques Offenbach, Operettendichter, Paris, gest.
1891 Jetti Wohllerner, hebräische Schriftstellerin, Lemberg, gest.

6\. 1787 Abraham Firkowitsch, karäischer Gelehrter, geb.
1866 J. Heß, Kämpfer für die Judenemanzipation, gest.
1894 Nathaniel Pringsheim, Universitäts-Professor, Botaniker, gest.

7\. 1741 Eleasar Brody, Rabbiner in Amsterdam, Safed, gest.
1771 Nachman Bratzlaw, „Maharan,“ chassidischer Rabbi, Miedzyborz, geb.
1845 Samson Bloch, neuhebräischer Schriftsteller, Zolkiew, gest.
1881 Lewis Jakob Marcus, mecklenburgischer Abgeordneter, Manchester, gest.
1896 Isaak Hirschensohn, rabbinischer Schriftsteller, London, gest.

8. 1821 Wolfgang Straßmann, Berliner Stadtverordneten-Vorsteher, geb.
1823 Iwan Aksakow, Führer der russischen Antisemiten, geb.
1865 Heinrich Wilhelm Ernst, Klaviervirtuose, Nizza, gestorben.
1891 Jakob Eduard Polak, Leibarzt des Schah, Wien, gest.
1892 Aron Grünberger, Rabbiner und talmudischer Autor, Michalowitz, gest.

9. 1580 Immanuel Tremellius, Konvertit und Freund Calvins, gest.
1798 Karl Feust, hervorragender bayerischer Advokat, Bamberg, geb.
1809 Adolf Frank, französischer Philosoph, Liocourt, geb.
1859 Alfred Dreyfus, Mühlhausen, geb.
1867 Abraham Mapu, neuhebräischer Dichter, Königsberg, gest.
1871 Jakob Kaufmann, hervorragender deutscher Journalist, gest.
1887 Maurice Strakosch, Impresario der Nilsson, gest.
1889 Benjamin Samuel Phillips, Lord-Mayor von London, gest.
1894 Jakob Segre, Oberst und Arsenaldirektor, Turin, gest.

10. 1619 Josef Pardo, Rabbiner und Autor, Amsterdam, gest.
1674 David Cohen de Lara, hebräischer Schriftsteller, Hamburg, gest.
1797 Elia Wilna, „der Gaon," Wilna, gest.
1871 Josef Zedner, verdienstvoller Bibliograph, Berlin, gest.
1884 Adolf Hübsch, Rabbiner, New York, gest.
1884 Johanna Goldschmidt, Schriftstellerin, Hamburg, gest.

11. 1792 David Franco Mendes, hebräischor Dichter, Amsterdam, gest.
1805 Jedidja, Tiah Weil, Rabbiner und Autor, Karlsruhe, gest.

12. 1285 Neunzig Juden in München niedergemetzelt.
1589 Samuel di Medina, Rabbiner und talmudischer Autor, Saloniki, gest.
1795 Dr. Gottschalk von Geldern, Heines Großvater, Düsseldorf, gest.
1837 Akiba Eger, Rabbiner und talmudischer Autor, Posen, gest.
1855 Hirsch Chajes, origineller talmudischer Autor, Lemberg, gest.
1895 Isaak Wolffsohn, deutscher Reichstagsabgeordneter, Hamburg, gest.
1896 Felice Finzi, Rabbiner, Genua, gest.

13. 1801 Emil Rödiger, Bearbeiter von Gesenius' Grammatik, geb.
1875 Leopold Löw, Rabbiner und kritischer Autor, Szegedin, gest.
1877 Seligman Bär Bamberger, hervorr. orthodoxer Rabbiner, Würzburg,, gest.
1899 Fabius Mises, hebräischer philosophischer Autor, Leipzig, gest.

14. 1806 Bened. Levi, Rabbiner in Gießen, geb.
1818 Samuel Joseph Fünn, hebräischer Aufklärungsschriftsteller, geb.
1829 Eduard Lasker, deutscher Staatsmann, Zierkow, geb.
1841 Joseph Franco Mendes, Violinist, Amsterdam, gest.
1899 Charlotte von Emden, Heines Schwester, Hamburg, gest.

15. 1800 M. A. Wessely, medizinischer Schriftsteller, Bleicherode, geb.
1809 Friedr. Ad. Philippi, Konvertit und orthodoxer lutherischer Theologe, geb.
1821 Moriz Hartmann, deutscher Dichter, geb.
1842 Reaktionäres Judengesetz in Hannover.
1892 Saul Isaak Kämpf, Prediger, Professor und Autor, Prag, gest.

16. 1655 Josef Sal. del Medigo, kritischer Schriftsteller, Prag, gest.
1773 Samuel Meyer Ehrenberg, Zunz's Lehrer, Braunschweig, geb.
1783 Jeanette Straus Wohl, Börne's Freundin, Frankfurt a. M., geb.
1855 Jeremias Heinemann, Uebersetzer und Zeitungsherausgeber, Berlin, gest.
1862 Alexander Haindorf, Gründer des Seminars in Münster, Hamm, gest.
1867 S. L. Rapoport, Rabbiner und kritischer Autor, Prag, gest.
1875 Hirsch Kalischer, der eigentliche Gründer des Zionismus, Thorn, gest.
1886 Mayer Karl v. Rothschild, Mitglied des deutschen Reichstags, gest.
1886 Herm. Sternberg, Verbrecher der Geschichte der Juden in Polen, Wien, gest.

17. 1648 Lipmann Popper, hebräischer Liederdichter, Prag, gest.
1680 Constanze Gräfin Cosel, Geliebte August II. von Sachsen, heimliche Proselytin, geb.

17. 1793 J. N. Mannheimer, der berühmte Prediger, Kopenhagen, geb.
1832 Moses Lemans, holländischer pädagogischer Schriftsteller, Amsterdam, gest.
1839 Albert Harkavy, bedeutender jüdischer Literaturhistoriker, geb.

18. 1762 Lazarus Bendavid, Philosoph und Aufklärer, Berlin, geb.
1800 Charlotte Embden-Heine, geb. (S. 14. Okt.)
1806 B. A. Hermann, Dramatiker und Theaterdirektor, Hamburg, geb.
1818 Reformtempel in Hamburg eröffnet.
1892 Moses von Wassermann, Rabbiner, Stuttgart, gest.
1890 Meyer Levy, Justizrath, Berlin, ermordet.

19. 1298 Judengemetzel in Heilbronn.
1819 Calmann Levy, Pariser Verlagsbuchhändler, geb.
1826 Manuel Joel, Rabbiner und theologischer Autor, geb.
1894 James Darmestetter, französischer Philologe, gest.
1898 Harold Frederic, englischer Schriftsteller, Anwalt der russischen Juden, gest.

20. 1616 Salomo Sforno, hebräischer Schriftsteller, Venedig, gest.
1820 Wilhelm Wolfsohn, deutscher Dichter, Odessa, geb.
1892 Emin Pascha (Ed. Schnitzer), Afrika-Forscher, ermordet.
1894 Ludwig Mauthner, Professor der Augenheilkunde, Wien gestorben.

*) 21. 1663 Josua ben Jakob (Rebbe Reb Höschl), Krakau, gest.
1817 Meyer Abrahamson, medizinischer Schriftsteller, Hamburg, gest.
1837 Michael J. Gusikow, Musik-Virtuose, Aachen, gest.
1847 Eduard Brandes, dänischer Schriftsteller, Kopenhagen, geb.
1853 Samuel Meyer Ehrenberg, Wolfenbüttel, gest. (S. 16. Okt.)
1873 Gleichberechtigung der Juden in Kroatien ausgesprochen.
1876 David Oppenheim, Rabbiner und Autor, Wien, gest.
1881 Levy Popper, Professor, Tübingen, gest.
1893 Israelitische theologische Lehranstalt, Wien, eröffnet.

22. 1693 Menachem Simson Basilea, rabbinischer Autor, Mantua, gest.
1781 Hartog Somerhausen, Pädagoge und Schriftsteller, Niederwehren, geb.
1798 Martin Steinthal, Arzt in Berlin, geb.
1801 Eleasar Kallir, Rabbiner und talmudischer Autor, Kolin, gest.
1814 Joseph Schwarz, Verfasser der Geographie Palästinas, Bayern, geb.
1811 Franz Liszt, Musiker und Antisemit, geb.
1846 Sarah Bernhardt, die große französische Tragödin, geb.
1847 Henriette Herz, Führerin im Berliner Salon, gest.
1883 Peter Th. Rieß, Physiker, das erste jüd. Mitglied der Berliner Akademie, gest.
1887 Simon (Sinai) Hock, jüdischer Geschichtsforscher, Wien, gest.
1894 Alexander Langbank, hebräischer Schriftsteller, Jaroslau, gest.
1900 Max Müller, der Begründer der vergl. Religionswissenschaft, Oxford, gest.

23. 1340 Nicolaus de Lyra, katholischer Bibelerklärer, Kenner der jüd. Literatur, gest.
1456 Johannes Capistrano, der „heilige" Judenmörder, gest.
1842 Wilhelm Gesenius, Lexikograph und Exeget, Halle, gest
1874 Abraham Geiger, freisinniger jüdischer Theologe, Berlin, gest.
1899 Ephraim L. Zox, australischer Politiker, Melbourne, gest.

24. 1492 Juden in Sternberg, Mecklenb., wegen angebl. Hostienschändung verbrannt.
1763 Dorothea Schlegel, Moses Mendelssohns Tochter, Berlin, geb.
1784 Moses Montefiore, der große Philanthrop, Livorno, geb.
1811 Ferdinand von Hiller, Musiker, Konvertit, Frankfurt a. M., geb.
1819 Meier Aron Goldschmidt, dänischer Ghetto-Novellist, geb.
1826 Jakob Herzfeld, Schauspieler, Hamburg, gest.
1846 Emanuel Osmund, Jean Pauls Freund, Bayreuth, gest.
1870 Naturalisation der Juden in Algier.
1884 David Ephrussi, rabbinischer Schriftsteller, gest.

*) Die diesbezügliche Angabe unter dem 21. September ist unrichtig.

24\. 1896 Sir Albert Sassoon, ostindischer Nabob, London, gest.
1898 David Levi, italienischer Dichter, Turin, gest.

25\. 1327 Ascher ben Jechiel, der „Rosch,“ Toledo gest.
1742 Joh. Baptist de Rossi, berühmter Bibliograph, geb.
1800 Thomas Macauley, engl. Historiker, Anwalt der Judenemancipation, geb.
1848 Karl Emil Franzos, Ghettodichter, Czortkow, geb.
1871 Alex Mendelssohn, der letzte Jude aus Moses Mendelssohns Familie, gest.
1896 David Rachamim Aghion, Philanthrop, Alexandrien, gest.

26\. 1407 Judengemetzel in Krakau.
1631 Leopold Kollonitsch, Kardinal, Judenfeind, Komorn, geb.
1864 M. L. Schlesinger, Jugendschriftsteller, Breslau, gest.
1881 Aron Kornfeld, großer Talmudist, Jenikau, gest
1893 Bernhard Deutsch de Hatvan. Großindustrieller, Budapest, gest.
1896 Isaak Bamberger, Rabbiner, Königsberg, gest.

27\. 1774 Abr. Broda, Verfasser eines interes. Memoirenwerkes, Mährisch Aussee, gest.
1786 Friedrich Cerfberr, französischer Konsul in Hayti, auf hoher See gest.

28\. 1672 Isaak Deckingen, Rabbiner, Amsterdam, gest.
1752 Jakob Simon, Graveur und tapferer Soldat, Brüssel, geb.
1825 Jakob Herz Beer, Meyerbeers Vater, Berlin, gest.
1840 Montefiore's Audienz beim Sultan in der Damaskus-Affaire.
1870 Gottlieb Schmelkes, Arzt und Dichter, Interlaken, gest.
1884 Abraham Brodsky, Philanthrop, Odessa, gest.
1895 Ferd. Ludwig Neubürger, dramatischer Schriftsteller, Frankfurt a. M. gest.

29\. 1833 Emanzipation der Juden in Kurhessen.
1860 David Aron de Sola, Chacham und Schriftsteller, London, gest.
1864 Simcha Pinsker, hebräischer Geschichtsforscher, Odessa, gest

30\. 1836 David Castelli, gelehrter Orientalist, Livorno, geb.
1887 Jakob Auerbach, pädagogischer Schriftsteller, Frankfurt a. M., gest.
1892 Gerson Wolf, jüdischer Geschichtsschreiber, Wien, gest.

31\. 1711 Moses Chefez, philosophischer Autor, Venedig, gest.
1820 Josef Hazan. Oberrabbiner, Jerusalem, gest.
1824 Fabius Mieses, Brody, geb. (S. 13. Okt.)
1834 Samuel Landau, Oberrabbiner, Prag, gest.

Aus der Predigt eines liwakischen Maggid: A Jiddine is gestorben, und wie sie is gestorben, hat man sie begrobben. Wie man sie hat begrobben, den anderen Tag hat man sie gefunden am Kefer obenauf. Is man gegangen zum Rebben und hat gefrogt: Rebbe, was is dos? Hat er gesogt: Das is dafür, weil sie is nit frumm gewesen, hat sie die Erd' nicht gewollt zu sich nemmen. Hat man gefrogt: Rebbe, was bedarf man mit ihr zu thun? Hat er gesogt: Man bedarf sie zu nemmen und zu werfen vor die Hund'. Hat man sie geworfen vor die Hund', haben sie die Hund' nit gewollt fressen. Ist man gekommen zum Rebben und hat gefrogt: Rebbe, was is dos? Hat der Rebbe gesogt: Das is dafür, weil sie is nit frumm gewesen, wollen sie die Hund' nit fressen. Hat man gefrogt: Rebbe, was bedarf man mit ihr zu thun? Hat er gesogt: Man bedarf zu zerlegen a Feier und sie zu legen obenauf zu verbrennen. Hat man zerlegt a Feier, hat sie der Feier nit gewollt verbrennen. Drum jiddische Weiber, as Ihr wert sein frumm, wert die Erd' Euch zu sich nemmen und die Hund' wert Euch fressen und der Feier wert Euch verbrennen.

Erlebtes und Erzähltes.

Von G. Deutsch.

(Schluß.)

Der Vater dieses Loser Schwarz, Reb Moische reb Gasche's*) war ein Morenu, oder wie es die im Jahre 1754 erlassene General-Polizey-Proceß- und Kommerzial-Ordnung für die Judenschaft in dem Markgrafthum Mähren nannte, ein doppelter Reb. Sein Gewerbe war das eines Branntweinbrenners, mit dem er Stallfütterung verband. An Feiertagen mußte man in den Melkkübel ein Stück Brod legen, weil nach den talmudischen Prinzipien das Melken als ein Entfernen des Genießbaren aus dem Ungenießbaren dem Worfeln gleichgestellt ist; hingegen darf man Milch in das Brod gießen wie man Salz in die Suppe streuen darf. Es ist möglich, daß ich in der Darstellung dieses Kompromisses einen kleinen technischen Fehler gemacht habe. Es ist auch möglich, daß die Rabbiner von Sczczebrszyn oder von Nagy Suranyi dieses Auskunftsmittel für ungenügend halten, aber im Großen und Ganzen ist es ein richtiges Bild von der Art und Weise, wie sich unsere Großväter mit dem lieben Herrgott abfanden, wenn das Gesetz mit den praktischen Bedürfnissen des Lebens nicht harmoniren wollte. Daß Reb Moische den Sabbath strikt hielt, ist selbstverständlich. Vor seinem Laden standen, wie erwähnt, die Gewohnheitstrinker am Samstag Abend und warteten auf das Erscheinen der drei Sterne, aber trotzdem wurden Engros-Kunden bedient oder richtiger, sie bedienten sich selbst, indem sie ihre Flasche von dem Gestelle nahmen und das Geld auf den Ladentisch hinzählten, wo es Reb Moische mit den Augen zählte und dann in die Geldlade hineinwerfen ließ. Reb Moische selbst war aber trotzdem für seine Zeit ein Liberaler. Sein Vater fastete noch während der Zehn Bußtage, das heißt er genoß nur am Abend eine Mahlzeit, fastete aber an den ersten beiden Tagen nach Rosch Haschana ununterbrochen. Als er alt wurde, suchte ihn sein Sohn, vor dessen Gelehrsamkeit er großen Respekt hatte, von dieser Askese abzubringen, aber der Alte zog sich entrüstet die Mütze über die Ohren, um die Stimme des Verführers nicht zu hören. Perez, der ältere von Reb Moische's Söhnen, war schon ein Freigeist, trotzdem hatte er noch so viel gemüthliches Bedürfniß nach dem alten Judenthum, daß er sich eine Sukka aufstellte, an der er am Sabbath mit der Pfeife im Munde arbeitete. Als er starb, war unser Rabbiner nicht anwesend und der Rabbiner aus dem benachbarten Eibenschütz wurde geholt. Derselbe hielt ihm einen Nachruf, der nach der Ansicht des Publikums viel zu warm für einen solchen Sünder war. Ein anderer Freigeist, der neben meinem Vater stand, bemerkte: Wenn man Perez'n das nachsagt, was wird man erst mir nachsagen? Bei mir

*) In meiner Heimath wurde das „i" und „e" vor Doppelkonsonanten sehr dumpf ausgesprochen, so daß das darauffolgende „r" fast verschwand. So sagte man wohl Marjem für Mirjam; hingegen blieb in Hirschel und Gerschon das "r" ganz lautlos, so daß man Haschel und Gasche sagte.

wird müssen einer von Breslau kommen. — Ich war damals Student in Breslau. — Loser, der jüngere von Reb Moisches Söhnen, der 1898 als 86jähriger Greis starb, war ein Vertreter der Orthodoxie, obwohl sein vom Vater ererbter Branntweinladen auch für das Detailgeschäft am Sabbath offen war. Einer seiner Söhne ist Professor der Naturwissenschaften an der Realschule in Mährisch-Ostrau, und obwohl ein eifriges Mitglied des dortigen jüdischen Gemeindevorstandes, denkt er gewiß nicht daran, sich eine Sukka zu erbauen. Alois Schwarz, geboren 1854, ein eifriger Schriftsteller auf dem Gebiete der Nahrungsmittel-Chemie, ist als Sohn eines 1812 geborenen Vaters, dessen geistige Interessen sich auf die Erklärung des Gebetbuches konzentrirten und als Enkel des um 1780 geborenen Großvaters, dessen geistige Ambition als Maria Theresianischer doppelter Reb höchstens dahin ging, eine Erfindung zu machen, wie man, ohne das rabbinische Gesetz zu übertreten, am Feiertage Kühe melken könne, ein typischer Fall für die Evolution des Judenthums. Das Barches im Melkkübel und eine Abhandlung über Kühlapparate sind interessante Thatsachen in dem Verständniß unseres Judenthums.

Mit dem Angeführten bin ich auf das Gebiet der geistigen Kultur gekommen, das ich ausführlicher zu behandeln gedenke. Im Großen und Ganzen scheint das Hofdekret Josef II. vom 19. Oktober 1781, welches die Errichtung jüdischer Schulen betraf, gute Wirkungen gehabt zu haben. Ich kann mich nur an zwei Leute bestimmt erinnern, die nicht deutsch lesen und schreiben konnten, aber diese waren überhaupt in ihrer Erziehung vernachlässigt und konnten auch nicht hebräisch lesen. Möglich ist es allerdings, daß es außer diesen noch andere Analphabeten gab, aber es müssen sehr wenige gewesen sein. Die zweitälteste Schwester meiner Mutter, die am 15. September 1893 im Alter von 95 oder 96 Jahren starb, konnte Gedrucktes deutsch lesen und auch ihren Namen deutsch unterschreiben; deutsch zu schreiben und Geschriebenes zu lesen, hatte sie aus Mangel an Uebung vergessen. Die von Kaiser Josef geforderten Normalschulen scheinen ursprünglich von Christen geleitet gewesen zu sein. Ich hörte manches zugleich ergötzliche und beschämende Stückchen von der Art und Weise erzählen, wie diese christlichen Lehrer die jüdischen Kinder höhnten, trotzdem Kaiser Josef am 2. November 1781 verlangte, daß man die Juden als Nebenmenschen behandle. Später gab es jüdische Lehrer, die nach der Art des Cheders den Unterricht geschäftsmäßig betrieben. Schlimmer wird es damit kaum bestellt gewesen sein als in den christlichen Schulen. Ein christlicher Lehrer in Böhmen erzählte mir vor etwa zwölf Jahren, wie er als Gehülfe seine Karriere begann und in der Wohnstube des Lehrers, wo Sauerkraut gekocht oder Wäsche gewaschen wurde, Unterricht ertheilte, aber, um seinen Unterhalt zu verdienen, Sonntag bei der Tanzmusik aufspielen mußte. Die jüdischen Lehrer in der ersten Hälfte des Jahrhunderts waren jedenfalls im Durchschnitt von besserem Kaliber. Selbst Autodidakten, die höchstens ein Jahr in einer Lehrerbildungsanstalt zugebracht hatten, fühlten sie den Mangel an schulmäßiger Bildung am besten und waren deshalb für ihren Beruf begeistert. Ein solcher war Moses Samek, der seine Ausbildung in Prag genossen hatte, wo Peter Beer und

Herz Homberg, die Fanatiker der Aufklärung, wirkten. Er war meines Vaters Privatlehrer gewesen und wurde später, da er die älteste Schwester meiner Mutter heirathete, mein Onkel. Wie viele seinesgleichen hatte er sich nach seiner Hochzeit als Geschäftsmann versucht, war aber später gezwungen, zum Lehrberuf zurückzukehren. Um 1850, als er hohen Alters halber nicht mehr seinem Amte vorstehen konnte, baute die Gemeinde ein Schulhaus und errichtete eine moderne Schule. Ich bin sogar der Ansicht, daß diese Lehrer, obwohl ihre wissenschaftliche und pädagogische Ausbildung nicht auf der Höhe der Zeit stand, doch tüchtiger und auf alle Fälle berufseifriger waren als ihre Nachfolger von heute.

Die Generation, welche unter Lehrern vom Schlage Moses Sames erzogen wurde, besaß immerhin eine ordentliche Elementarbildung. Höhere Bildung war bei dem Umstande, daß außer der Medizin kein gelehrter Beruf den Juden offen stand, sehr selten. Trotzdem gab es Ausnahmen. Einer meiner Vettern, Emanuel, der Sohn von Moses Samek, 1824 geboren, war Arzt, sein Bruder Salomon Ingenieur; ein anderer Arzt, Dr. Böhm, der vor Jahren starb, hatte es zum Stabsarzt gebracht; einen anderen jüdischen Arzt aus meiner Heimath, der dort praktizirte, kannte ich 1867 als einen alten Junggesellen. Endlich hatte ein im Jahre 1832 geborener Vetter das Gymnasium in Nikolsburg besucht. In Nikolsburg selbst traf ich, als wir 1883 das 250jährige Jubiläum des Gymnasiums feierten, unter den ältesten Schülern einen Generalstabsarzt, Dr. von Seligman, der 1801 geboren war. Sein Bruder bekleidete denselben Rang in der Marine. Beide waren Söhne eines jüdischen Lehrers, der als Erpresser bei den für Heirathskandidaten in vormärzlicher Zeit nöthigen Religions-Prüfungszeugnissen noch zu meiner Gymnasiastenzeit (1870–1876) einen wenig beneidenswerthen Ruf hatte. Sie waren jedoch, wie ich glaube, getauft. Bei dieser Gelegenheit mag es von Interesse sein zu bemerken, daß mein Vetter, Emanuel Samek, ein direkter Nachkomme des im Jahre 1661 verstorbenen mährischen Landesrabbiners Menachem Mendel Krochmal, des Verfassers des „Zemach Zedek," ist. Hier mag es denn auch am Platze sein, etwas Charakteristisches aus Krochmals Werken zu zitiren, um den Unterschied der Zeiten an einem Beispiele darzuthun. Zu Krochmals Zeiten hatte die Gemeinde Nikolsburg wegen der Theuerung der Fische einen „Lockout" dekretirt, demgemäß niemand während dreier Monate Fische kaufen sollte. Da fragte jemand den Landesrabbiner, mit welchem Rechte die Gemeinde ein solches Verbot erlassen könne, da nach dem Talmud (Beza 16,a) die Bedürfnisse für Sabbath und Feiertage nicht von der Vorsehung bestimmt seien, sondern nach jedesmaligem Bedarf dem Menschen verliehen würden. Krochmal nimmt die Sache ganz ernst und sagt, es sei wohl wahr, daß Gott uns mehr Parnosse geben würde, wenn die Fische theuerer würden, aber, da wir in einer kleingläubigen Zeit leben, die an solche Verheißungen nicht glaubt, so ist es besser, durch temporäre Restriktion des Sabbathgenusses die Verbilligung der für den Sabbath nöthigen Fische herbeizuführen. Es ist wohl unnöthig zu bemerken, daß mein Vetter sich über die Unfehlbarkeit des Talmud keine Skrupel machte.

Bisman Korif's Notizbuch.

(S. H. S.)

Man muß das Zeitliche kennen, um die Ewigkeit zu begreifen, und wer das Ewige anerkennt, der wird die Zeit verstehen!

Thue, was du kannst, handle, wie du sollst und wirke, wo — du darfst. Zwinge der Umgebung deinen Schaffensdrang nicht auf.

Wenn die Rabbiner Engel wären, brauchten sie kein Salair, und wenn die Gemeinden tadellos wären, brauchten sie keinen Rabbiner!

Auch das Judenthum verehrt seine „Dea." Nur ist diese Dea keine Göttin, sondern die Wissenschaft!

Weit um mich her
Wogt das Meer,
Die Brandung des Lebens
Des Stürmens und Strebens!
Es tollt und rollt,
Es schmollt und grollt,
Ebbe und Fluth,
Zagheit und Muth,
Hoffnung und Furcht! —
Sorge durchfurcht
Die Stirne mir.
Im Hirne schier
Erlöschen die Funken.
Und fast ganz versunken
Ist mein Lebensbooot
In der Nacht und Noth! ....
Da kam der Morgen,
Ich bin geborgen.
Den Feinden zum Spott
Hilft mir mein Gott,
Und mit der Erlösung
Kömmt Herzensgenesung,
Und froh steh' ich da
Und rufe: Hurrah!

Der Köter Wahrheit gehört in's Hundeloch und muß hinausgepeitscht werden; — die Möpsin Ruhmredigkeit darf am Kaminfeuer stehen und stänkern. (Shakespeare.)

Rundschau.

Am 1. Oktober feiert die gelehrte jüdische Welt die hundertste Wiederkehr des Geburtstages von Zacharias Frankel. Sein Name ist mit der Geschichte der geistigen Entwicklung des Judenthums enge verknüpft. Er ist der mächtigste und würdigste Repräsentant der Vermittlungs-Theologie, die im Judenthum den Namen des „historischen Judenthums" angenommen hat. Allerdings wurde dieser Name vielfach von anderer Seite in Anspruch genommen und mißbraucht. Geiger nennt in seiner Ansprache an seine Gemeinde seinen reformatorischen Standpunkt das positive geschichtliche Judenthum (1842); anderseits hat sich auch die entschiedene Reaktion desselben Wortes bedient, um das übelklingende Orthodoxie zu vermeiden. Als nach dem Abgange David Einhorns die mecklenburgische Regierung die Orthodoxie von staatswegen wieder einführte (1853), nannte sie das „Wiederanschluß" an das geschichtliche Judenthum." Dieses geschichtliche Judenthum ging dann soweit, daß die Regierung verordnete, jede Braut müsse sich vor ihrer Verheirathung mit dem Zeugniß über das erhaltene Tauchbad ausweisen. Das Bürgerrecht hat der Ausdruck „historisches Judenthum" erst erlangt, als Zacharias Frankel seinen Aufsehen erregenden Austritt aus der Frankfurter Rabbinerversammlung (1845) vollzog, weil dieselbe die Abschaffung der hebräischen Gebetssprache anbahnen wollte. In seinem Schreiben an die Versammlung, welches zuerst in Frankfurter Tageblättern erschien, warf er der Versammlung Zerstörung des positiv-historischen Judenthums vor. Dieser Ausdruck wurde dann später auch von gegnerischer Seite anerkannt, als Geiger in seinem vorläufigen Bericht über die Thätigkeit der dritten Rabbinerversammlung (1846) von der konservativen oder positiv-historischen Partei sprach, welche in der Praxis mit der Orthodoxie Hand in Hand gehen, hingegen in der Theorie den wissenschaftlichen Standpunkt einnehmen wolle. Mit diesen Worten ist die Frankel'sche Schule vollständig definirt. Sie steht im Gegensatz zu der naiv orthodoxen, welche die Kultur, oder richtiger, die Unkultur des Ghetto erhalten will, zur modernisirt orthodoxen, welche wie Samson Hirsch's Schule sich an die naiv orthodoxe erfolglos anbiedert und ebenso zu der gemäßigten Reform Geigers und der radikalen Holdheims. Wollen wir aber Frankel richtig würdigen, so dürfen wir ihn nicht von der praktisch-theologischeu, sondern von der wissenschaftlichen Seite auffassen. Er war ein echt aristokratischer Geist, dem das Wissen über Alles ging und den deshalb die Kultusreform, welche damals das Gemeingut aller seichten Schwätzer war, anwiderte. Man muß auch nicht über'sehen, daß Frankel ein gebürtiger Prager war. Als solcher und als ein Mitglied einer dortigen aristokratischen Familie hatte er jene romantische Liebe zum alten Judenthum mit der Muttermilch eingesogen, welche ihn das Historische über Alles setzen ließ. Als Prager ist er uns ganz besonders durch die dort herrschenden Gegensätze verständlich. Auf der einen Seite: Ezechiel Landau, der aus seiner podolischen Heimath die Unkultur als religiöses Prinzip mitbrachte, auf der anderen Seite die Stürmer und Dränger Herz Homberg und Peter Beer,

die das alte Judenthum, repräsentirt in Landau und seinesgleichen, als kulturfeindlich erbarmungslos bekämpften und — leider auch in gemeinster Weise denunzirten. Landau starb 1793, Beer 1839 und Homberg 1841. Frankel, der 1801 geboren war, lernte eine mildere Orthodoxie kennen, die in Landaus Nachfolger Eleasar Fleckeles (gest. 1826) repräsentirt war. Diese Orthodoxie war nicht mehr bildungsfeindlich, sie nannte den von Landau verfolgten Herz Wesel mit Hochachtung und war ganz zufrieden, wenn sie auf dem speziell religiösen Boden nicht angegriffen wurde. Anderseits standen ihr die schon genannten Aufklärer mit ihrer seichten Bildung, ihrer Pietätlosigkeit und ihrer maßlosen Selbstüberschätzung gegenüber. So bildete sich Frankels Ideal einer jüdischen Lebensanschauung, welche den Bedürfnissen der Gegenwart Rechnung tragen, aber auch das ehrwürdige historische Judenthum erhalten sollte. Eine solche Persönlichkeit kann nicht leicht in dem engen Rahmen eines Artikels gewürdigt werden.

Seine größte Bedeutung hat Frankel als Direktor des Breslauer Rabbinerseminars erlangt, zu dessen Leitung er bei dessen Gründung (1854) berufen wurde und den er bis an seinen Tod, 13. Februar 1875, vorstand. Die Früchte, die sein Geist, sein administratives Talent und seine mächtige Individualität da zeitigten, sind an seinen Schülern Perles, Güdeman, Rahmer, H. Groß, Kaufmann, Bacher, Brann und manchen Anderen zu erkennen. Die Schwächen seines Systems, wozu ganz besonders ein gewisses Versteckenspielen mit der Kritik, eine Scheu vor den Resultaten der eigenen Forschung und in Folge dessen ein gewisser, mitunter kokett hervorgehobener Zwiespalt zwischen Denken und Handeln gehören, treten weit hinter den großen Verdiensten des Mannes als Gelehrter, als Organisator und als warmherziger Jude zurück. Sein Andenken sei gesegnet!

Der Tod des Präsidenten William McKinley, welcher am ersten Neujahrstage seiner Wunde erlag, hat über die ganze civilisirte Welt einen Schatten tiefer Betrübniß verbreitet. Es ist nicht nur die Fluchwürdigkeit des Verbrechens, welches den an die Ewigkeit des Rechts glaubenden Staatsbürger empört, es ist noch mehr die Kränkung darüber, daß in einem Lande, wo Freiheit der Presse, der Versammlung und des politischen Meinungsausdruckes am Stimmkasten jede Gewaltthat als unsinnig erscheinen lassen müßte, eine solche Unthat möglich war. Die aufrichtige Trauer einer Nation von sechsundsiebzig Millionen sucht die Unthat zu sühnen. Um so fluchwürdiger ist es, die That eines überspannten, nach herostratischem Ruhme dürstenden Buben einer Klasse aufbürden zu wollen, wie das die polnischen Katholiken thaten, die in einer zu Philadelphia abgehaltenen Versammlnng erklärten, Czolgosz sei ein Jude, und die Polen wiesen ihn von sich. Zufällig ist er aber ein Kind polnischer Katholiken und wurde in der katholischen Pfarrschule zu Detroit erzogen. Niemandem wäre es jedoch eingefallen, die Katholiken oder die Polen als Klasse dafür verantwortlich zu machen, was ein Einzelner, der, wie es sich jetzt herausstellt, als Sohn eines Mörders erblich belastet war, begangen hat. Die Herrschaften vergessen, daß Amerika nicht Frankreich, Oesterreich oder Belgien ist, wo man Dreyfus- oder Hilsner-

Prozesse insceniren kann. Ferner sollten sie sich merken, daß die Meuchelmörder der letzten Jahre Caserio, Lucheni und Bresci katholisch erzogen waren. Wenn wir Juden auch nicht Böses mit Bösem vergelten wollen, ist doch der Beweis geliefert, daß die Prätension von dem Werthe katholischer Schulen als Erziehungsanstalten für loyale Bürger eitel Geflunker ist.

Die National Farm School in Doylestown versendet ihren Jahresbericht. Zum ersten Male hat eine Klasse die Anstalt absolvirt und die acht Abiturienten haben sofort Stellungen als Verwalter oder Molkerei-Direktoren erhalten. Ein Zögling ist als Gutsverwalter von dem wackeren Isaak W. Bernheim angestellt worden, der die Absicht hat, auf seiner Farm unter sachverständiger Leitung russische Judenknaben aus Louisville zu praktischen Bauern heranbilden zu lassen. Findet dieses Beispiel Nachahmung und erweist sich das Experiment als erfolgreich, dann hat die Ackerbauschule ein hervorragendes soziales Problem im amerikanischen Judenthum gelöst und der Name ihres Gründers, Dr. Josef Krauskopf, wird mit unvergänglichen Lettern in den Annalen der jüdischen Geschichte verzeichnet sein. Erreicht die Anstalt weiter nichts, als daß aus der ungeheuren Masse des jüdischen Proletariats alljährlich zehn bis zwanzig junge Leute das große Loos ziehen, statt ihr Leben in der Schwitzbude zu vermartern, als freie Bauern eine ehrenvolle Existenz zu führen, so ist das auch, gut jüdisch zu sprechen, eine „Mizwe," aber das Ghetto-Problem der amerikanischen Großstädte wird nicht einen Schritt der Lösung näher gebracht. Jedoch auch das soll uns nicht hindern, dem organisatorischen Talente Krauskopfs gebührende Bewunderung zu zollen. Zu bemängeln hätten wir, daß der Gebahrungsausweis fehlt und so der Leser nicht in der Lage ist, sich über das Verhältniß der Kosten zu den Erfolgen ein Urtheil zu bilden. Ferner sollte eine kurze Geschichte der Anstalt dem Programm beigegeben werden. Schließlich rufen wir Krauskopf den Gruß der alten palästinischen Bauern zu: Gott mit Dir, wackerer Mann!

Die Gemeinde Rodef Schalom in Pittsburg hat am 6. und 7. September ihren neuen Tempel eingeweiht und durch Verkauf der Sitze nicht nur die gesammten Baukosten gedeckt, sondern noch einen bedeutenden Ueberschuß erzielt. Das wesentlichste Verdienst an diesem Umstande, welcher seit der Errichtung der Stiftshütte, als Moses die Israeliten bitten mußte, ihre Geschenke einzustellen, sehr selten vorgekommen ist — man sagt in den Vereinigten Staaten nur noch einmal beim Bau des Tempels Emmanuel in New York — gebührt dem Rabbiner Levy. Levy, ein Engländer von Geburt, ist ein Typus des modernen amerikanischen Rabbiners, der seine Hauptaufgabe in kommunaler Wirksamkeit auf erziehlichem und soziologischem Gebiete sucht. Als solcher hat er sich in Philadelphia, seinem Wirkungskreise, bewährt, und die Gemeinde in Pittsburg hat ihn, als ihr bisheriger Rabbiner, der bekannte Gelehrte Dr. Lipman Mayer, der dreißig Jahre hindurch mit seltener Aufopferung sich dem Dienste der Gemeinde gewidmet hatte, zu allgemeinem Bedauern resignirte, Herrn Levy berufen, der die Gemeinde in kurzer Zeit

auf eine blühende Basis brachte. Dr. Mayer, der seinen, hoffentlich recht langen Lebensabend wissenschaftlichen Studien widmen will, sieht neidlos auf die Erfolge seines Amtsnachfolgers, wissend, daß die neue Zeit neue Männer verlangt. An der Einweihungsfeier ist uns die Länge des Programms aufgefallen. Am Freitag Abend wurden nicht weniger als elf Reden und Ansprachen gehalten. Eine solche Hypertrophie muß die Stimmung ungünstig beeinflussen.

Von der Barbarei, unter welcher die Juden in Marokko zu leiden haben, giebt folgende Nachricht eine traurige Probe. Unlängst wurde in der Mellah ein kostbares Silbergeräth zum Kauf angeboten. Der jüdische Scheikh, der vermuthete, daß der Gegenstand von einem Diebstahle herrühre, begab sich zum Gouverneur und machte ihm davon Mittheilung. Letzterer ließ sich das Stück kommen und eignete es sich ohne alle Umstände an. Daraufhin wurde der Scheikh mit mehreren Juden als Diebshehler in das Gefängniß gesteckt. Von einer Aktion des entrüsteten Europa, welches die Güter der Civilisation durch Annexion chinesischer Häfen beschützen mußte, hat man nichts gehört.

Dr. Oskar Bie aus Breslau ist zum Professor der Kunstgeschichte an der technischen Hochschule in Charlottenburg ernannt worden. Die Thatsache hat, obwohl nicht so ganz vereinzelt, die Bedeutung, daß es trotz der unleugbaren Reaktion und trotz des Jammergeschreis der Zionisten nicht so schlimm steht, als in der auf das Jahr 1848 folgenden Reaktion. Persönlich hat die Nachricht für den Schreiber dieses das Interesse, daß er im Jahre 1878 in Breslau auf die Empfehlung des verstorbenen Dr. Joel Herrn Professor Bie zur Barmizwah vorbereitet hat. Ob der Herr Professor heute noch alle Tage Tefillin legt, ist freilich nicht ausgemacht.

Der Palästinabettel nimmt wieder ungeheure Dimensionen an. Bald kommen Jammerbriefe, die allgemeines Elend, in Folge von Dürre und Epidemieen anzeigen, bald ist es die Altersversorgungsanstalt, bald eine Volksküche, bald wieder das Beth-Hamidrasch des verstorbenen Oberrabbiners Mayer Auerbach, welches an unser Mitgefühl appellirt. Nun unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß die Noth in Jerusalem bei der Menge von armen Leuten und bei dem Darniederliegen der Erwerbsverhältnisse sehr groß ist, ferner wirken die meisten der Anstalten sehr wohlthätig, aber das Almosenspenden wird immer nur Bettler erziehen. Die einzige Möglichkeit einer Abhilfe liegt in der Steigerung der Erwerbsfähigkeit durch Unterstützung der Schulen und derjenigen Anstalten, welche die Hebung der Erwerbsfähigkeit zum Zwecke haben. Der uns soeben zugekommene Almanach des Herrn Luncz giebt ein sehr anschauliches Bild der palästinensischen Verhältnisse. Schon darum verdient dieses Unternehmen Förderung. Ueberdies ist Luncz, der um die Palästinaforschung sich hervorragende Verdienste erworben hat, ein blinder Mann. Als solcher und, weil durch seine Druckerei jüdische Arbeiter

unterstützt werden, verdient er Förderung. Seine Adresse ist A. M. Luncz, Jerusalem.

Der greise, aber noch immer für das Wohl seiner Glaubensgenossen wacker thätige Arzt Dr. K. Lippe in Jassy gab neulich eine Brochure unter dem Titel „Die Zehn Gebote im Sinne des Judenthums und der Kirche“ heraus (Jassy 1901). Das Büchlein ist eine warm und geschickt geschriebene Apologie des Judenthums und mit Freuden ersehen wir daraus, daß die Juden in Rumänien trotz alles Druckes vor den russischen Brüdern das voraus haben, daß sie sich vertheidigen dürfen. Zu bemängeln hätten wir nur den bei einem zionistischen Führer, wie Dr. Lippe es ist, leider nur zu gewöhnlichen Chauvinismus. Nicht alles, was im Namen des Christenthums gelehrt wird, ist schlecht, und nicht alles, was im Namen des Judenthums gelehrt wird, ist gut. Wenn der Talmud sagt: Ein „Goj,“ der den Sabbath feiert, ist des Todes schuldig, so ist das eine arg übertreibende Aeußerung, selbst wenn, wie Lippe meint, der Sinn wäre, daß die lärmende Sonntagsfeier in katholischen Gegenden häufig zu Mordthaten führt. Diese Erklärung ist aber apologisch. Der Ausspruch ist wohl gegen die Juden-Christen gerichtet, und der Talmud will wohl sagen, daß Feier des Sabbaths ohne Anerkennung der Verpflichtung des ganzen Gesetzes nicht besser ist als Sabbathschändung. Auch dem Redakteur dieser Blätter wird die Ehre angethan, den Zehn Geboten angehängt zu werden. Ich habe nämlich das Verbrechen begangen, in meiner Theory of oral Tradition zu behaupten, daß eine auf Moses zurückgehende Tradition wissenschaftlich nicht nachweisbar sei. Diese Behauptung und eine andere, daß es zu Zeiten des Tempels neben dem Hohepriester kein Synhedrialoberhaupt gegeben habe, da der Hohepriester, wie auch Josephus und die Evangelien angeben, das natürliche Oberhaupt des Volkes war, ziehen mir den Vorwurf zu, daß ich die Angaben des Evangeliums denen des Talmud vorziehe. Inwieweit ich das Evangelium als historische Quelle betrachle, habe ich erst neulich dargehan, indem ich im „American Israelite“ den Nachweis führte, daß Jesus' Leben und Lehre ein Mythos sei. Daraus folgt doch aber nicht, daß jede Angabe im Evangelium falsch sein müsse. Schließlich wird die Schlechtigkeit der Reformrabbiner auch noch dadurch bewiesen, daß Felix Adler Moses als eine mythische Persönlichkeit behandelt. Eine Aufklärung seines Irrthums wird Herr Dr. Lippe in der „Deborah“ Seite 181 finden.

Große Unschuld und große Verderbtheit äußern sich oft gleich ungenirt. Die erstere, weil sie Vieles noch nicht, die letztere, weil sie Vieles mehr anstößig findet.

Die neue Bibel. Der Superintendent hält Schulrevision in der Septima ab. „Wer von Euch kann mir sagen, wie das große, dicke Buch heißt, das in jeder guten Familie am Morgen und am Abend aufgeschlagen wird?“ — Nach langem Schweigen erhebt sich ein Schüler der letzten Bank. — „Nun?“ — „Das Adreßbuch.

Mittheilungen aus dem Publikum.

Aus einem Briefe des Landesrabbiners Dr. Feilchenfeld in Schwerin, Mecklenburg, mit Bezug auf einen in Deborah No. 2 enthaltenen Brief.

Was ist das für ein Weib, der der Weihnachtsbaum so gut gefällt? Weiß sie nichts vom Sabbathlicht, das jede Woche in das arme jüdische Haus Helligkeit und Freude bringt, weiß sie nichts vom bescheidenen Chanukkalichtlein, mit dem sich immer meine Kinder so sehr gefreut und jetzt wieder ihre Kinder? (Sabbath 23, b). Wir können unsere Kinder nicht genug an die einfachen, bescheidenen Freuden gewöhnen. So sollen sie auch lernen, das Würdige im einfachen bescheidenen Gewande zu ehren. Der Weihnachtsbaum ist eine nationalökonomische Sünde. Für das Vergnügen der Reichen braucht die Gottesverehrung nicht zu sorgen, sie mögen sich alle Abend ihre Salons elektrisch beleuchten. Aber die Armen, die Unbemittelten, dürfen sie auf einen Abend im Jahre ihre Kinder auf kostspielige Weise belustigen? Und auf den Grund eines Festes kommt es doch wohl auch an. Gott ist nicht in einer Krippe gelegen und Jesus hat, wie er selbst sagt oder, wie man ihn sagen läßt, nicht den Frieden in die Welt gebracht, aber die Juden haben ihr Leben für die heiligste Sache eingesetzt. Es muß in einer solchen Volksschrift, wie die Deborah, immer gezeigt werden, daß unsere Gottesverehrung, wie sie aus einem gesitteten Volke heraus sich entwickelt hat, so auch wiederum versittlichend auf ihre Bekenner gewirkt hat, selbst unter den schlimmsten Einflüssen von außen her. Ich fürchte sehr für die Zukunft, wenn die Juden bei ihrem echt menschlichen, temperamentvollen Wesen nicht mehr unter dem Einflusse ihrer klugen wirksamen Gottesverehrung stehen werden.

Mit herzlichem Gruße Ihr ergebener Dr. Feilchenfeld.

Kein Frühling weiß so traut und wohl zu klingen,
Als wenn zum Herzen Freundesworte dringen;
So tönt kein Lied in kummervollen Stunden,
Als wenn der Freund das rechte Wort gefunden. (Lenau.)

Ein hübsches Kleinbahn-Idyll hat sich erst kürzlich auf der Rotthaler Bahn ereignet. Der Lokalzug, der um 7 Uhr 35 Minuten Abends von Passau abgeht, kam bis auf die Ausmündung des Neuburger-Waldes, wo dann der Zug plötzlich stehen blieb. Man forschte nach der Ursache, und fand, daß in der Maschine kein Wasser, folglich auch diese zu wenig Dampf hatte. Was thun? Man ließ den Zug wieder rückwärts gehen nach Neustift, denn dazu brauchte man keinen Dampf, da es fortwährend thalabwärts geht. In Neustift wurde gehalten, die Passagiere stiegen aus den Wagen, ein Herr aus Pocking begann sofort am Pumpenbrunnen Wasser zu schöpfen, und nun wurde mit Krügen, Gläsern, Kannen, Pitschern und Badschäffeln Wasser getragen und damit die Maschine gespeist, dann heizte man frisch und mit einer Verspätung von zwei Stunden kamen die Passagiere an ihr Ziel.

Unlösbare Fesseln.

Eine Erzählung von Gotthard Deutsch.

(Fortsetzung.)

Pulsnitz fuhr fort: „Glücklicherweise ist ja diese ganze Diskussion akademisch, denn Du denkst ja nicht im Entferntesten daran, dahin zu gehen, wo es keinen Habakuk Stampfer und keinen Jokew Klein giebt, die sich der Macht des Rabbiners beugen. Darum ist es mir im vollen Ernste unbegreiflich, daß ein Mann von Deinen phänomenalen Kenntnissen und von Deiner, wie ich auf diesem kurzen Spaziergange gesehen habe, bewunderungswerthen Liebe zur seelsorgerischen Thätigkeit, nicht die Ambition haben sollte, eine seinen Fähigkeiten und seinem Thatendrange angemessene Stellung zu erhalten."

Die beiden Freunde saßen während dieser Konversation auf einer von Moos überwachsenen Steinbank vor dem Thurme und ergötzten sich an dem vor ihnen liegenden Panorama.

„An Ehrgeiz fehlt es mir nicht so völlig," begann Steinbach nach einer Pause, „wohl aber an dem Wunsche, mein Ziel in der landesüblichen Weise zu erreichen. Vor etwa zehn Jahren, nicht lange nach meiner Verheirathung, bot sich eine Gelegenheit zu einem Experimente in der Hauptstadt dar. Die dortige Gemeindeverwaltung hatte beschlossen, daß es keine großen Männer im Rabbinate gebe, daß man daher einen Kleinen im eigenen Gewächshause großziehen müsse. Meine Frau, eine Großstädterin, fühlte sich damals noch ganz unbehaglich in dem hiesigen Milieu, und so that ich denn die üblichen Schritte. Ich wandte mich an einen Onkel meiner Frau, der in der Verwaltung der Gemeinde hervorragenden Einfluß besitzt, und erhielt denn auch eine Einladung zu einer Probepredigt. Das Resultat ist Dir bekannt. Ich sitze noch immer bis auf Weiteres hier und mein glücklicher Rivale ist ein Mann, der ohne humanistische, ohne akademische, ohne speziell theologische Bildung nach allerlei großmäuligen Projekten von akademischer und literarischer Karriere in dem sichersten Hafen aller uferlosen Streber, in der Theologie, ankerte. Wäre der Gegensatz eine Frage des subjektiven Urtheiles gewesen, ich hätte mich zufrieden gegeben, so schmerzlich mir auch die Enttäuschung gewesen wäre. Nun war die Frage in dem Falle objektiv zu beurtheilen: Ist der bloße Mangel einer Legitimation zu einem anderen wissenschaftlichen Berufe schon ausreichend, um sich als Rabbiner zu legitimiren? Man hat die Frage bejaht, denn auch in unseren führenden Kreisen ist man schon hinlänglich amerikanisirt, um Wissen als Pedanterie zu beurtheilen. Außerdem ist mein Rivale ein Liebling des Salons, ein Prediger, der den ältesten Tanten bei Konfirmationen Thränen zu entlocken weiß, dessen Auftreten bei Trauungen den Beifall des niemals fehlenden christlichen Geschäftsfreundes findet und das entscheidet ja, wie Du weißt, in letzter Instanz hüben und drüben."

„Nun sollte ich nach dieser Erfahrung noch nach anderen gelüsten, während ich hier eine ruhige, allgemein geachtete Lebensstellung habe? Mein

bescheidenes Einkommen genügt für m-ine Bedürfnisse, daneben besitzen wir beide, meine Frau und ich, je ein kleines ererbtes Vermögen. Auf Kindersegen habe ich jede Hoffnung aufgegeben. So bliebe denn nur die wissenschaftliche Anregung einer größeren Stadt, die mich reizen könnte, und das ist nicht mächtig genug, um alles Andere aufzuwiegen. Damit ist meine Antwort auf Deine Frage zu Ende."

Die Freunde hatten eine geraume Weile stillschweigend neben einander gesessen, als ein fester Tritt die geräuschlose Einsamkeit unterbrach. Sie blickten auf die Straße hinunter und sahen einen stattlichen Mann von selbstbewußter Haltung den Waldweg heraufkommen. Breitschulterig, mit mächtigem Nacken, vollen, gesundheitstrotzenden Wangen, die Jagdflinte auf der Schulter und eine lederne Jagdtasche an der Seite, von einem großen Hunde gefolgt, hätte er für einen Landedelmann gehalten werden können, wenn das glattrasirte Gesicht, der lange schwarze Rock und das gewisse selbstbewußte etwas, das die ecclesia militans jedem ihrer Kämpen verleiht, nicht auf den ersten Blick den katholischen Landgeistlichen verrathen hätte. In diesem Augenblicke hatte sein spähendes Jägerauge die Freunde erblickt.

„Guten Tag, Herr Kollege!" rief es mit lauter Kommandostimme von unten herauf.

„Guten Tag, Herr Pfarrer!" rief Steinbach zurück.

„Rebhühner giebt es dort oben schwerlich," begann der Pfarrer wieder, „und auf Uhus jagen Sie wohl nicht. Sum tamquam bubo vastitatum."

„In meiner Stellung und Umgebung, Herr Pfarrer," erwiderte Steinbach lachend, „lernt sich eher das Gejagtwerden als das Jagen. Beati quos persecuti sunt homines."

„Das hat auch seine Vorzüge. Auf Wiedersehen!"

„Auf Wiedersehen, Herr Pfarrer!"

„Laß' uns auf dem entgegengesetzten Wege den Abstieg nehmen, damit wir dem hochwürdigen Herrn nicht begegnen," sagte er zu dem Freunde. „Es ist übrigens Zeit, daß wir an die Heimkehr denken, denn um vier Uhr werden wir bei Hirschmanns erwartet und um sechs Uhr, denke ich, wird es für Dich Zeit zum Aufbruche sein. Wie lange denkst Du übrigens im Bade zu bleiben?"

„Das hängt ganz davon ab, wie es mir dort gefällt," erwiderte Max. „Ich bleibe zunächst eine Woche da, um das Treiben kennen zu lernen, dann will ich meine Verwandten besuchen, den einzig überlebenden Bruder meines Vaters, den Vetter Reb Dowid Löb, der in dem alten, zerfallenen Dobichau eine Ruine alter Ghettoherrlichkeit, wie diese Schloßruine die alte Ritterherrlichkeit repräsentirt. Bei ihm will ich das Schowueß-Fest feiern, um eine Art altjüdischer Regenerationskur durchzumachen. Dann gedenke ich hierher zurückzukehren, um den Rest meiner Ferial-Zeit im Heinrichsbade zuzubringen, vorausgesetzt, daß ich es erträglich finde. Deine Nähe ist jedenfalls ein wichtiger Faktor."

„Sehr liebenswürdig von Dir," bemerkte Steinbach. „Wenn es Dir ernst damit ist, werden wir es Dir leicht genug machen, denn nach dem Feste gedenke ich selbst einige Wochen drüben zu verbringen. Wir haben das bis

jetzt ziemlich regelmäßig so gehalten und über kurz oder lang dürfte Heinrichsbad mein Amtssitz werden."

Die Freunde waren inzwischen eine geraume Weile den in das Städtchen führenden Weg hinabgegangen, als Pulsnitz ohne jede weitere Anknüpfung bemerkte: „Es ist eigenthümlich, daß ich katholische Geistliche überall, in Europa wie in Amerika, in katholischen wie in protestantischen Gegenden, ganz gleich aussehend gefunden habe. Ueberall dieselbe Haltung, derselbe Gesichtsausdruck, der zu sagen scheint: Respekt! Ich bin der Repräsentant des Königs aller Könige, des Herrschers im Reiche, das da war, ist und jederzeit sein wird!"

„In diesem Gedankenkreise bewegen sich ja alle mehr oder minder und mein Kollege eher mehr als minder," erwiderte Steinbach. „Dann haben sie weder Familien,- noch amtliche- noch wissenschaftliche Sorgen. Der Machtspruch der Kirche überhebt sie aller Skrupel; ihr Ritual aller selbstständigen seelsorgerischen Arbeit; wie Unteroffiziere haben sie nur die Durchführung des Kommandos unter ihrer Mannschaft zu überwachen; für die Strategik übernehmen sie keine Verantwortung. Man mag über den kulturellen Werth des Systems denken wie man will, für seine Festigung hätte nichts Besseres erdacht werden können."

„Ja, die haben ihren Schulchan Aruch in einheitliche Hände gelegt," bemerkte Pulsnitz, „und das war der einzig logische Weg, um ihm die Unfehlbarkeit zu erhalten. Sie waren römische Staatsmänner und wir haben alles Andere eher besessen als Staatskunst. Vielleicht war es besser."

8. Kapitel.

Die Gesellschaft.

Ein freudiges „Hier sind sie ja!" begrüßte die Freunde, als sie Frau Hirschmanns Salon betraten. In dem vornehm und geschmackvoll ausgestatteten Raume saßen neben der Hausfrau und Frau Doktor Steinbach noch zwei Damen und ein Herr. Der Herr war ein kleines, dürres Männchen mit einem kurzgeschorenen blonden Vollbarte und dichtem, röthlichem Haar. Neben ihm saß eine stattliche Frau von imponirender Gestalt, mit einem kräftigen, derben, aber ausdruckslosen Gesichte. An ihrer Seite eine andere Frau, klein und schwach, von brünetter Gesichtsfarbe, mit auffallend grauem Haar. Nach den ersten Worten der Begrüßung wurden die Eingetretenen vorgestellt. Der kleine Herr mit der ihn so in den Schatten stellenden Ehehälfte war Herr Doktor Großer, der Arzt des Städtchens; die früh ergraute Dame war Frau Finanzräthin Bacharach.

„Wo sind die Herren gewesen?" fragte die Hausfrau.

„Auf meinem gewöhnlichen Spaziergange nach der Burgruine," erwiderte Steinbach.

„Wie hat Ihnen unser Städtchen gefallen?" fragte der Doktor den Gast.

„Den Wald und die Aussicht von dem Thurme der Ruine fand ich entzückend schön," war die Antwort.

„Von der Ferne sieht sich das Nest ganz erträglich an und im Sommer geht es ja auch noch," begann der Doktor wieder, „aber wenn man im Winter mit der Laterne in der Hand die Inseln in dem Kothmeere suchen muß, hat die Romantik eine sehr bedenkliche Schattenseite."

„Wir hören so oft von Fremden, die im Sommer einige Wochen hier zubringen," bemerkte die Finanzräthin: „Hier ist es doch reizend, diese bewaldeten Hügel, diese herrlichen Kiefern! Was wollten wir in der Stadt dafür geben, wenn wir ein halbes Stündchen im Tage in solcher Atmosphäre zubringen könnten! Ich sage ihnen dann: Kommt einmal im November auf eine Woche heraus und sehet dann zu, wie lange es euch hier zusagen wird."

„Auf die Dauer mag es wohl eintönig werden," sagte Pulsnitz, „aber heute, da ich den Platz zum erstenmale sah, hatte ich wirklich den Wunsch, jeden Tag dort ein Stündchen verträumen zu können. Wie schade, daß man die Geschichte des Platzes nicht so in lebenden Bildern an sich vorüberziehen lassen kann! Hast Du jemals lokalgeschichtliche Studien über die Gemeinde gemacht?" setzte er, an den Freund gewendet, hinzu.

„Wo soll denn ein solches Nest Geschichte haben?" fiel hier der Doktor ein. „Und erst die Juden! Sollen ihre Annalen verzeichnen, wie viele Hasenfelle sie gekauft haben und wen man als „Schelischi" zur Thora gerufen hat!"

„Ganz Unrecht haben Sie wohl nicht, Doktor," bemerkte der Rabbiner, „aber Recht auch nicht, denn auch das Alltägliche wird, wenn es entschwunden ist, Gegenstand der Geschichte. Wenn man das Kleinleben der Steinzeit rekonstruiren könnte, wäre es ein werthvoller historischer Fund, und ein Brief, den Ihr Urgroßvater an seine Braut schrieb, würde Sie höchlich interessiren, obwohl er seiner Zeit durchaus keinen literarischen Werth besaß. Was nun unsere Gemeinde betrifft, leidet sie wie alle anderen ihrer Art an dem Mangel von Archivalen. Unsere Synagoge trägt in einer Ecke die Jahreszahl 1594, durch ein aus einem Psalmvers gebildetes Chronostich angedeutet. Die älteste urkundliche Bezeugung im Provinzialarchive geht nicht über das siebzehnte Jahrhundert zurück und besagt, daß der wohledle und gestrenge Herr, Hanns von Obergrund, dem damals die Burg gehörte, den Juden Benesch gegen einmalige Entrichtung von zwanzig Reichsthalern und gegen ein jährliches Schutzgeld von vier Gulden in seinen Schutz nehme. Dann erfahren wir, wie ich meinem Freunde schon heute gesagt habe, daß Rabbi Meir Petachjah aus Jaworow, der sich vor den Kosaken Chmelnickis 1650 geflüchtet hatte, hier Aufnahme als Rabbiner fand und mit besonderem Schutzbriefe des Herrn Woldemar von Obergrund als „Rebbe derer Jüdischheit des mir unterthanen Marktfleckens" bestätigt wurde. Bald darauf mußte der durch den dreißigjährigen Krieg, dem auch die Burg zum Opfer fiel, verarmte Edelmann sein Gut aufgeben. Der Marktflecken kaufte es und erwarb dadurch Stadtrechte. Die Juden, welche ihre Existenz der Geldnoth der Edelleute verdankten, waren nun einmal da und zum Todtschlagen und Vertreiben waren die Zeiten zu human geworden. Was sonst an Geschichte herauskommt, sind ein paar Grabsteine und Notizen im Gedenkbuch der Gemeinde, die uns melden, daß der fromme Rabbi Henoch einen neuen Kiddischbecher der Ge-

meinde zum Geschenk gemacht habe und daß die gottesfürchtige und bescheidene Frau Selde zur Reparatur des Tauchbades zehn Gulden Rheinisch beigetragen u. s. w., wozu der Wunsch kommt, daß die Seelen der edeln Spender zum Lohne für die gemeldeten Wohlthaten gebunden sein mögen durch das Band des ewigen Lebens an die Seelen Abrahams, Isaaks und Jakobs, Sarah's, Rebbekka's, Rahel's und Leah's und an die Seelen aller frommen Männer und Frauen, die im Paradiese weilen."

„Das ist eine billige Unsterblichkeit, Herr Doktor," sagte die Frau Finanzräthin lachend. „Ich habe zwar Bedenken gegen Alles, was billig ist. Ich halte es in dieser Beziehung mit meinem seligen Onkel Weinberger, einem reichen Wollhändler, der ein echter alter Hofjude war. Er pflegte zu sagen: Was ein armer Mann haben kann, daran ist kein' Broche. Trotzdem, Herr Doktor, wenn ich für zehn Gulden Rheinisch — wie viel ist es wohl in unserem Gelde? — etwa achtzehn Mark! — in den Himmel kommen kann, ließe sich das wohl riskiren."

„O, ich muß die Herrschaften um Entschuldigung bitten, wenn ich etwas ganz Privates hier anbringe," fiel Frau Doktor Steinbach ein. „Sag' einmal, David, hat Dich der Fleischer Klein gefunden? Er schien es sehr eilig zu haben. Ich schickte ihn Dir nach."

„Er hat uns gefunden," bemerkte Pulsnitz lächelnd, „und ist getröstet von dannen gezogen."

„Herr Doktor!" wandte sich die Finanzräthin an den Rabbiner, „könnten Sie nicht dem Klein, da er Ihrer religiösen Disciplinargewalt untersteht, einschärfen, daß er nicht so viele Knochen als Zuwage geben soll. Seitdem die Saison im Heinrichsbad eröffnet wurde, ist das Fleisch Zuwage zu den Knochen geworden."

„Diese Frauen!" rief Dr. Großer aus, „sind doch die selbstsüchtigsten Geschöpfe auf Gottes Erdboden. Immer mit ihren höchsteigenen Interessen beschäftigt! Bald ein Platz in der vornehmen Kaffeegesellschaft von Sara und ihren Schwiegertöchtern, bald wieder die Zuwageknochen —"

„Ueber Ihre Frau haben Sie sich doch wahrlich nicht zu beklagen, Herr Doktor," bemerkte die Finanzräthin mit einem Seitenblicke nach der Hausfrau.

„Die ist allerdings eine Ausnahme," bemerkte der Angeredete. „Die besitzt die seltene Gabe, zuhören zu können. Darum hat sie auch mich bekommen."

„Sagen Sie es lieber umgekehrt," fiel hier die Hausfrau ein. „Die ist viel zu gut für Sie. Eine andere hätte Sie längst untergekrigt oder wäre Ihnen davongelaufen."

„Da hörst Du es doch wenigstens von Anderen," warf Frau Doktor Großer hier erröthend ein.

„Er soll dein Herr sein, steht geschrieben. Habe ich Recht, Herr Rabbiner? Die heutigen Frauen haben keine Religion. Darum sprechen sie lieber vom Fleischer, als daß sie sich mit der Geschichte ihrer Vorfahren beschäftigen. Ich möchte Sie lieber bitten fortzufahren. Wir sind Nachkommen von Palästinensern. Nach der Zerstörung Jerusalems sind unsere Vorfahren nicht direkt

hiehergekommen. Aber hier sind wir, wie Sie uns sagten, seit einigen Jahrhunderten. Können Sie uns nichts Näheres darüber angeben?"

„Nun, so genau wie sich die Ursprünge von New York verfolgen lassen, geht das freilich nicht, mein lieber Doktor," erwiderte der Rabbiner, „aber im Allgemeinen läßt sich das schon thun."

„Wie Sie selbst sagen, wurde Palästina von den Römern unterworfen. Die politische Hörigkeit und die allgemeine Geschäftslage brachte viele Juden nach Rom, und von dort zogen sie mit den Legionen nach den neuerschlossenen Ländern, wie wir sie in unserer Zeit nach Australien und Südafrika wandern sehen. So finden wir sie am Ende des ersten Jahrtausends in Westdeutschland, von wo aus sie ihre Kolonien nach dem Osten schicken. Sie treten als Handelsleute und Geldwechsler, noch nicht als Geldverleiher auf. Die Kulturbedürfnisse waren damals noch gering in jenen Landen. Die Frauen spannen und woben alle Kleiderstoffe und verfertigten auch die Kleider selbst. Die Männer zimmerten sich selbst ihre Wagen, schnitzten ihre Wurfspeere und verfertigten ihre Sättel. Der Jude brachte die Luxusartikel Italiens und des Orients nach den Höfen, wo man dergleichen bezahlen konnte. Natürlich lebte er in der Nähe der Burgen. Dort begann sich das Städteleben zu entfalten, und als es neben den Kriegern und Bauern auch Handwerker und Kaufleute unter den deutschen Stämmen zu geben anfing, wurde der Jude ein unbequemer Konkurrent. Man plünderte ihn, vertrieb ihn, schlug ihn auch todt, und da auch der verderbteste Mensch eines moralischen Vorwandes für seine Selbstsucht bedarf, erfand man der Reihe nach verschiedene Beweise für seine Schlechtigkeit. Er schlachtete Kinder, vergiftete Brunnen, durchstach geweihte Hostien und wucherte."

„Ist diese letztere Anklage nicht wahr?" fragte der Doktor.

„Sie ist wahr von der Zeit an, wo man den Erwerb des Juden beschränkte. Der Jude mußte leben. Da man ihm allen Erwerb unterband, warf er sich auf das Geldgeschäft, und je öfter man ihn beraubte und je mehr man von ihm erpreßte, desto höher mußte er seinem Risiko entsprechend seine Forderungen stellen. Ein Blockadebrecher wird sich nicht mit den gewöhnlichen Transportraten begnügen und eine Assekuranzgesellschaft wird für eine Pulvermühle höhere Versicherungsraten berechnen als für eine Sommervilla."

„Trotzdem waren seine Verhältnisse noch leidliche, so lange er unter dem Schutze des Feudaladels stand, der bei seinem Hange zur Verschwendung und seiner ewigen Geldnoth den Juden als einen Schwamm betrachtete, den man sich vollsaugen ließ, um ihn gelegentlich wieder auszuquetschen. Als aber die Städte zu solcher Bedeutung heranwuchsen, daß sie ihre Selbstverwaltung erringen konnten, waren ihnen die Juden im Wege. Was fragten denn die Bürger nach dem Stadtseckel, wenn ihre eigenen Interessen auf dem Spiele standen? Der Jude war ihr Konkurrent und mußte aus dem Wege geschafft werden. Dazu kommt noch ein innerer Grund. Wenn der Fürst den Juden duldete, so war er sein Unterthan, wenn der Städtebürger ihn neben sich wohnen ließ, so war er ein Mitbürger."

„Das war die Lage der Juden im fünfzehnten Jahrhundert. Die größete vertrieben sie, und deshalb mußten sie entweder auf das flache

Land, wo der Patronatsherr an ihnen ein fiskalisches Interesse hatte, oder nach Polen, wo es noch keinen Mittelstand gab, und sie daher Niemandem im Wege standen. In dieser Art ist wohl unsere Gemeinde entstanden. Irgend ein Exilirter aus Regensburg, Nürnberg, Ulm, Meißen, Breslau u. s. w. hatte mit den Herren von Obergrund Geschäfte gemacht und erlangte auf Grund dieser Bekanntschaft und auf Grund einer stipulirten Summe das Schutzrecht dieser Herren für sich und seine Familie. Mit diesem Schutzbriefe ausgerüstet, konnte er überall Geschäfte machen, mitunter selbst in dem Orte, aus dem er vertrieben war, vorausgesetzt, daß er nicht über Nacht dort blieb und für den Aufenthalt bei Tage noch eine separate Steuer bezahlte. Andere Juden hörten von dem gnädigen Baron von Obergrund und bewarben sich ebenfalls um seinen Schutz, oder der erste Schutzjude hatte eine Tochter, die er verheirathete und deren Gatten er vor allem Anderen ein Niederlassungsrecht erwerben mußte, das die armen Juden bezeichnenderweise „Kijum," Existenz, nannten. So wuchs denn im Laufe des sechszehnten Jahrhunderts die Niederlassung zur Gemeinde an, und wenn sie zu zahlreich wurde, suchte ein unternehmender Geist einen anderen Platz, wo ihm ein Aufnahmerecht gewährt wurde."

„Es ist doch merkwürdig," begann Pulsnitz nach einer kleinen Weile, „daß unsere Vorfahren bei ihrer staunenswerthen Energie doch des Blickes in die Ferne ermangelten. Stets haben sie sich von einer Ecke in die andere gedrückt, zufrieden, wenn für die dringendsten Bedürfnisse gesorgt war, und niemals scheint ihnen der Gedanke gekommen zu sein, so wie die englischen Puritaner, die Quäker, die Baptisten, die mährischen Brüder oder selbst in neuerer Zeit die Altlutheraner oder Mormonen in die weite Welt zu ziehen, wo sie ihre eigenen Herren werden konnten."

„Ich denke, diese Frage sei leicht beantwortet," erwiderte Steinbach. „Wir alle sind Produkte geschichtlicher Verhältnisse. Die Juden waren in erster Linie keine Bauern, besaßen daher nicht die einzige Bedingung zur erfolgreichen Pionierarbeit auf jungfräulichem Boden. Ferner waren sie die Vertreibungen und Erpressungen so gewohnt, wie der Bewohner Euerer Prairien die Wirbelstürme oder die Bewohner unserer Flußthäler die alljährlichen Ueberschwemmungen. Ist der erste Schrecken vorüber, läßt man sich wieder auf dem alten Platze nieder und überläßt dem Morgen seine Sorgen."

„Ich bitte die Herrschaften, in's Speisezimmer einzutreten," sagte jetzt Frau Hirschmann, indem sie nach der großen Flügelthüre hinwies, die soeben von der anderen Seite geöffnet worden war.

Man trat in ein großes, elegant ausgestattetes Zimmer. Eine dunkelrothe Tapete und Sammetvorhänge von gleicher Farbe dämpften das Licht des hellen Sommernachmittages zu angenehmen Halbdunkel herab. Ein schwerer orientalischer Teppich, auf dem jeder Schritt unhörbar wurde, deckte die Mitte des Fußbodens, dessen Parquetten in tadellosem Glanze blinkten. Ein massiver eichener Tisch, mit blendend weißem Damast gedeckt stand unter dem bronzenen Kandelaber, der vier Petroleumlampen trug. Streifen und Tassenuntersätze, mit Vergißmeinnicht und rothen Nelken gestickt, hoben sich vortheilhaft von der Tischdecke ab und harmonirten mit den

Blümchen des vieux Saxe-Porzellans, das regelrecht auf dem Tische vertheilt war und durch einen mächtigen, dreitheiligen Auffatz, von zwei Leuchtern und zwei kleinen Blumenvasen flankirt, gekrönt wurde. In gothischem Stile geschnitzte eichene Sessel, ein Büffet, dessen Ornamente bis nahe an die Decke reichten, ein Sopha mit hoher Lehne, auf der zwei Terrakotta-Figuren, neapolitanische Fischer darstellend, neben zwei Vasen mit kunstvoll arrangirten Gräsern und Pfauenfedern standen, ein Glasschrank mit reichem Silberschmucke und ein aus Holz geschnitzter Neger, ein Tablett in der Hand haltend, vervollständigten das Mobiliar.

Die Anwesenden sahen mit offenbarer Bewunderung das Arrangement an.

„Hier sehen Sie einen Landsmann, Herr Doktor Pulsnitz," sagte die Hausfrau, auf den Neger deutend. „Dieses Stück hat uns Onkel Greentwig vor drei Jahren aus New York mitgebracht. So behauptet er wenigstens, obwohl mein Mann darauf besteht, es sei Wiener Fabrikat. Vielleicht ist der Schwarze nach einem Modell aus Ihrer Gemeinde gearbeitet."

„Das ist ja ein Neger," bemerkte Steinbach lachend, „und meines Freundes Gemeinde besteht aus Indianern."

„Wie, was, eine jüdische Indianergemeinde!" riefen der Arzt und die Frau Finanzräthin wie aus einem Munde.

„Wir hatten heute morgens," begann Steinbach erklärend, „den Besuch meines treuesten Anhängers, des Herrn Pessach Schwarz, dem mein Freund Pulsnitz von seiner Gemeinde erzählte. Es war höchst interessant. Ich habe nicht alles behalten, aber das Eine habe ich mit besonderem Neide gehört, daß die Rothhäute nie ihre Tephillin vergessen, wenn sie auf die Büffeljagd ausgehen. Solche Treue in Ausübung der religiösen Gebräuche kann ich meinen Parochialen nicht nachsagen. Was meinen Sie, Doktor?"

„Da siehst Du, Emil," fiel hier Frau Doktor Großer ein, „daß man in Amerika, wo Alles so fortschrittlich ist, mehr auf Religion sieht als hierzulande. Wie oft sage ich, daß Du schon wegen der Kinder, die gar keine Religion vor sich sehen, etwas von den alten Gebräuchen aufrecht erhalten sollst."

Die Hausfrau und die Finanzräthin warfen sich verstohlene Blicke zu, während der Doktor, durch die Bemerkung seiner Frau verlegen gemacht, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben suchte, indem er sagte: „Wer über das Meer gereist ist, muß einmal Seemannsgeschichten erzählen, aber ich bin wirklich neugierig, ob unser Gast drüben jemals ein vornehmeres und geschmackvolleres Arrangement gesehen hat, als uns hier zu sehen vergönnt ist."

„Ich kann Ihre Frage mit gutem Gewissen verneinen," erwiderte Pulsnitz, „und bekenne gerne, daß mich das Städtchen in dieser wie in vielen anderen Beziehungen vollständig überrascht hat." (Fortsetzung folgt.)

Der Irrthum ist viel leichter zu erkennen, als die Wahrheit zu finden; jener liegt auf der Oberfläche, damit läßt sich wohl fertig werden ; diese ruht in der Tiefe, darnach zu forschen ist nicht Jedermanns Sache. (Goethe.)